

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Naturkunde

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Die Landesforsten im Oldenburger Münsterland

VON MAX SCHLUTER

I. Die Entwicklung der Landschaft

Die primären landschaftsformenden Faktoren sind Klima, Wasser, Luft und Boden. Wir wollen nicht zurückgehen auf die 400 Mio. Jahre, als die ersten Landpflanzen entstanden, sondern uns mit rd. 100 000 Jahren begnügen, als in unseren Landen mit dem Abklingen der Weichseleiszeit die Rückwanderung pflanzlichen und tierischen Lebens begann. Die große Naturkatastrophe der vor rd. 600 000 Jahren beginnenden Eiszeiten hatte das Bild der tertiären Landschaft grundlegend verändert. Die ungeheuren Eismassen schleiften und hobelten den Boden. Nach ihrem Abschmelzen ließen sie Findlinge, Geschiebelehme, fluvioglaziale Sande und Löß zurück. Ohne das Vorhandensein einer schützenden Pflanzendecke wirkten jahrtausendlang Wasser und Wind auf die Erde ein. Der Wind trug die feinsten Teile weit über Land und lagerte sie im Schatten der Gebirge ab. Unsere fruchtbaren Lößböden haben in ihnen ihren Ursprung. Das Wasser sortierte je nach Fließgeschwindigkeit die verschiedenenkörnigen Sande. Die feinsten kamen im stillstehenden Wasser zur Sedimentation und bildeten dichtgelagerte Tone. Zum Prozeß der Bodenbildung muß auf die Bodenalterung besonders hingewiesen werden. Der permanente Einfluß des Niederschlagswassers laugt im Lauf der Zeit den Boden aus und beraubt ihn — bei sandigen Böden mehr, bei tonigen weniger — eines Teiles der pflanzlichen Nährstoffe. So sind dort, wo die letzte Vereisung nicht mehr erfolgte, wie bei uns in NW-Deutschland — die Böden um mehr als 100 000 Jahre älter, als z. B. in Schleswig-Holstein, dem Gebiet der Weichseleiszeit. Der Unterschied der Fruchtbarkeit ist augenscheinlich.

Der Boden ist der Träger der Pflanzenwelt. Entsprechend seiner Differenzierung und unter dem Einfluß unterschiedlichen Klimas erfolgte seine Wiederbesiedlung von der ersten Alge bis hin zur üppigen Waldvegetation. Die verschiedenen Entwicklungsstadien, sogenannte Sukzessionen, führten zu bestimmten Endstufen, dem Klimax. Auf ein interessantes Forschungsgebiet, die Pollenanalyse, darf ich in diesem Zusammenhange hinweisen; eine Methodik zur Bestimmung praehistorischer Pflanzengesellschaften, die an Hand der in Mooren unzersetzten Blüten(staub)pollen das Pflanzenbild rekonstruiert.

Unter dem Faktorenkomplex aller wirksamen Naturkräfte ist so die Landschaft gebildet:

Meer und Land, Berge und Täler, Flüsse und Seen, Moore und Heiden, Wälder und Savannen. Alles Lebende, d. h. Pflanzen, Tiere und Menschen, mußte aus Rückzugsgebieten des Südens wieder in Jahrtausenden zum Norden hin vordringen. Daß die ost-west-streichende Alpenkette diesem Vordringen im Wege stand, ist an der heute noch relativen Artenarmut unserer Wälder im Gegensatz zu Nordamerika erkennbar.

Die ursprüngliche Landschaft entstand ohne den Einfluß des Menschen. Sich das Bild dieser Landschaft immer wieder vor Augen zu halten, ist notwendig, um den Willen der vom Menschen unbeeinflußten, sich in biologischem Gleichgewicht befindlichen Natur, zu erkennen.

Heute ist der Mensch der entscheidende landschaftsgestaltende Faktor, hinter dem Wasser und Wind und Flora und Fauna zurücktreten und sich nur hin und wieder als Überschwemmung und Sturm und Schädlingsvermehrung mahndend in Erinnerung bringen. Die Vermehrung der Menschen zunächst und dann Wandlungen der menschlichen Gesellschaft haben besondere Eingriffe in das Landschaftsbild zur Folge gehabt. Vor allem zwei Strukturwandlungen: der Übergang vom Stadium des Hirten und Jägers zum Ackerbau vor etwa 5 000 Jahren und dann die industrielle Revolution sind die Ursache wesentlicher Landschaftsveränderungen.

Die Jäger und Hirten spielten im Haushalt der Natur in ihrer geringen Zahl keine andere Rolle, als das Wild, das sie jagten. Die Nutzbarmachung des Feuers und mit ihr die Anlage von Steppenbränden waren der erste bewußte Eingriff, der aber dem Naturgeschehen, das durch Blitz verursachte Brände kennt, entsprach. Die Rodung des Waldes durch den Ackerbauern und die Bestellung des Bodens folgten. Mögen viele Flächen auch im Laufe der Jahre — wie es heute in den Tropen noch üblich ist —, wieder aufgegeben worden sein, so wurde die Landschaft doch durch den Übergang zur Agrarnutzung wesentlich verändert. Gegen Ende des Mittelalters war der Waldanteil von 70 % auf 30 % zurückgegangen. Da die Agrargesellschaft auch den Wald für ihre Viehwirtschaft nutzte, gingen mit Ausnahme der herrschaftlichen Bannforsten, die im wesentlichen der Jagd dienten, auch die Restwälder ihres eigentlichen Waldcharakters verlustig; sie wurden weiträumige Hutewälder, in denen die großen Viehherden der Gemeinden Nahrung fanden.

Auf den leichteren Böden, auf denen die Regeneration des Waldes von Natur aus schwierig ist, entstanden, etwa im 12. Jahrhundert beginnend, die weiten Heiden und Wüstungen. Die zunehmende Schafhaltung, die mit geringem Aufwand Wolle- und Fleischerzeugung ermöglichte, die Streunutzung für die Viehställe und der Plaggenhieb zur Düngung der Eschländereien verstärkten die Waldvernichtung. Die Siedlungsgeographie spricht bis etwa 1 000 n. Chr. von Waldbauern und danach bis etwa 1850 von Heidebauern.

Das Landschaftsbild, das die Agrargesellschaft in der Zeit des Entstehens der Industriegesellschaft zurückließ, war unerfreulich; es hieß „Waldzerstörung bei extensiver Nutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehwirtschaft“.

Das Aufkommen der Industrie verschärfte zunächst den Eingriff in die Landschaft, da das Holz noch der wichtigste Energiespender war. Schneller als das Holz wuchs, war es genutzt, und die Angst vor der Holznot war die Geburtsstunde für eine geregelte Forstwirtschaft.

Die Zeit war gekommen, daß nunmehr aus der Erkenntnis einer Notwendigkeit heraus die Menschen bereit waren oder auch gezwungen werden mußten, ihre Freiheit einzuschränken zum Wohle der nachfolgenden Generationen: das Vieh durfte nicht mehr in den Wald getrieben werden, abgeholzte Flächen mußten wieder aufgeforstet werden, und mit öffentlichen Mitteln wurden weite Heideflächen wieder in Wald zurückverwandelt. Wie schwer diese Aufgabe war, ist daraus zu ersehen, daß in den Mittelmeerländern erst jetzt regulierende Bestimmungen über die Viehwirtschaft in den Karstwäldern wirksam werden.

Unsere heutigen Waldungen sind das Ergebnis einer strengen Planwirtschaft, die sich verpflichtet fühlt, den Bedarf der Volkswirtschaft am Rohstoff Holz nachhaltig, d. h. für alle Zeiten in etwa gleichbleibenden Mengen und maximal zur Verfügung zu stellen. Wenn die entstandenen Waldbilder z. T. einer harten Kritik der Natur- und Landschaftsgestalter ausgesetzt sind, die bemängeln, daß große Reinbestände an Fichten und Kiefern nicht naturgemäß seien, so muß ihnen folgendes entgegengehalten werden:

1. Ein 100jähriger Wald wurde zu einer Zeit begründet, der unsere heutigen Vorstellungen fremd waren. Er ist eben ein Ergebnis jener Zeit und des damaligen Erkenntnisstandes.
2. Von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, bestimmten auch bei der Waldgründung der Standort und das ökonomische Prinzip, mit möglichst geringem Aufwand möglichst viel zu erreichen, Mittel und Wege. Eine billige Kiefernplantation, die zudem weniger risikobelastet ist, wurde einer Laubholzmischkultur vorgezogen.
3. Überlegungen der Landschaftsgestaltung waren bis in die jüngste Zeit hinein sekundär. Die Nutzungsfunktion stand vor der Dienstleistungsfunktion.

II. Die Entstehung der Landesforsten

a) Allgemeines

Die heute von den Staatlichen Forstämtern Cloppenburg und Ahlhorn verwalteten Landesforsten — Abb. 1 — sind überwiegend Aufforstungsreviere aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und des 19. Jahrhunderts. Nur die Forstorte Herrenholz, Freesenholz und Baumweg sind alte Waldgründe, die dem Landesherrn als Jagdgehege zur Verfügung standen.

Die sonstigen Flächen wurden zumeist als Marken von den Markgenossenschaften gemeinschaftlich — meist durch extensive Schafweide — genutzt. Im Jahre 1803 kamen durch Reichsdeputationshauptschluß das Amt Cloppenburg und Vechta des Bistums Münster an das Herzogtum Oldenburg.

Zu diesem Zeitpunkt bestanden die fürstbischöflichen Forsten neben den vorgenannten Revieren aus ca. 500 ha seit 1786 angelegte „Tannenkämpe“ (Kiefernbesamungsflächen) und ca. 500 ha noch nicht aufgeforsteten Wehsandflächen.

Im Jahre 1806 wurden, „um den Kulturzustand des Landes zu heben und die Odlandflächen aus dem gemeinsamen Besitz der Genossen zu befreien“, in einem Erlaß der Oldenburgischen Landesregierung die Grundsätze für die Teilung der Marken aufgestellt. Danach fiel dem Staat als dem obersten Markenrichter aus jeder Mark $\frac{1}{3}$ der Fläche, die sog. „Tertia marcalis“ zu, während die Restfläche auf die Genossen proportional der Schafhaltung verteilt wurde. Die meisten Markenteilungen erfolgten zwischen 1860 und 1880.

Die dem Staate zufallenden Tertienflächen wurden im Laufe der Jahre aufgeforstet. Sie bilden zusammen mit den wenigen alten Waldgründen den Hauptteil der heutigen Landesforsten. Durch Kauf und Tausch erfuhren diese Kernflächen vielerorts eine wesentliche Erweiterung. In den Abbildungen 1 und 2 ist für die Revierteile des Forstamtes Ahlhorn diese Entstehung aus alten Waldflächen, Tertienflächen und Ankaufs- und Tauschflächen dargestellt.

Die Wiederbewaldung der großen Heideflächen im vergangenen Jahrhundert muß als eine forstliche Großtat gewürdigt werden. Nach mühevoller Hand- und Gespannarbeit der ersten Jahrzehnte erfuhr sie durch den Einsatz des Dampfuges eine wesentliche Förderung. Im Jahre 1879 wurde auf Veranlassung des Oberforstmeisters Otto der erste Dampfflug in England gekauft und im Scheidewald eingesetzt. Die Revierchronik des Forstamtes Ahlhorn berichtet, daß 2 375 ha oder 61 % der jetzigen Holzbodenfläche Erstaufforstungen auf solchen Dampfflug-Vollumbruchflächen sind.

Die anspruchslose Kiefer hatte sich auf dem sandig-trockenen und dem Winde ausgesetzten Standort am besten bewährt. Sie ist als Pionierholzart anzusehen, die z. Zt. auch den Anbau anderer den heutigen Wirtschaftsgrundsätzen besser entsprechender Holzarten ermöglicht.

b) Die Entstehung der einzelnen Waldteile

1. Herrenholz und Freesenholz. Die Forstorte Herrenholz und Freesenholz sind die urkundlich ältesten Waldteile des Forstamtes Ahlhorn. Sie sind Reste des alten „Ammeriwaldes“ (jetzt noch Ortsbezeichnung „Ammerbusch“ südlich Herrenholz), der sich zwischen den Ortschaften Goldenstedt, Varenesch, Vahr, Lutten, Norddöllen, Wöstendöllen und Ellenstedt erstreckte.

Schon in einem Schutzbriefe Kaiser Ludwig des Frommen aus dem Jahre 819 wird der Kirche zu Visbek der Zehnte de silva Ammeri verliehen.

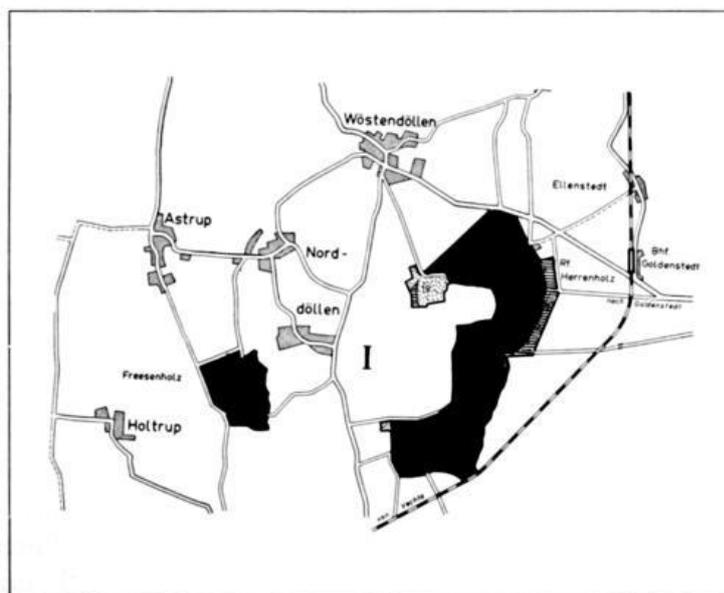
Nach einer Urkunde von 1317 hat im nördlichen Teil des Herrenholzes (jetzige Abt. 13, 14—16) die aus 3 Gehöften bestehende Siedlung Hollwede oder Hollwedehusen gelegen, die aber später nicht mehr erwähnt wird und anscheinend durch die von 1347—49 wütende Pest ausgestorben und untergegangen ist und sich danach von selbst wieder bewaldete.



Abb. 1 und 2

Die Entstehung der Landesforsten

-  Alte Waldflächen
-  Tertiärflächen aus Markenteilungen
-  Ankaufs- und Tauschflächen



Größere Flächenänderungen:

Um 1905 sind etwa 12 ha westlich des Freesenholzes gegen das sog. Pastorenholz der Gemeinde Visbek (Westteil der Abt. 19) getauscht worden. Die östlichen Teile der Abt. 9 und 12 jenseits des Bruchsbaches sind erst nach 1835 durch Teilung der Gemeinschaftsmark Ambergen, Goldenstedt, Gastrup, Lahr, Varenesch und Rüssen Forsteigentum geworden.

Das Schottholz soll aus der Norddöller Privatholzteilung vor 1835 stammen.

2. Dammer Fuhrenkamp. Der größte Teil der Fläche — Abt. 27, 28, 30 — 36 (außer 35 c) stammt aus der Dammer und Osterdammer Markenteilung zwischen 1820 und 1830.

Abt. 26 — Plate'scher Fuhrenkamp — ist vor 1855 angekauft.

Abt. 37 und 38 und 35 c stammen aus der Teilung Schemde und tlw. Nienhaußen 1878.

3. Erlter Holz ist Tertienfläche aus der Erlter Markenteilung 1883.

4. Scheidewald. Abt. 49 — 55 und 60, 61, 63 — 71 und SW-Teil von 62 sind als Tertienflächen aus der „Gahrter Mark“, die Abt. 56 — 59 aus der „Ahlhorner Mark“ Landesbesitz geworden. Die Abt. 45 — 48 (= 113 ha) wurden 1884 von 3 Gahrter Einwohnern gekauft. Abt. 62 k ist um 1900 durch Tausch erworben.

5. Baumweg. Alter Waldgrund ist nur der sog. „Alte Baumweg“ mit rd. 322 ha. Alle anderen Flächen sind Heide- bzw. Odlandaufforstungen. Sie kamen durch Markenteilung, Kauf, Tausch und Zuweisung vom Landeskulturfonds bzw. Siedlungsamt bzw. Staatsgut Straßenberme zur Staatsforst.

Bis 1873 war der „Alte Baumweg“ Hude- und Berechtigungswald der Eingewesenen von Halen und Höltinghausen.

Bei der Auflösung der Weidgerechtigkeit einschl. aller sonstigen Forstnutzungsrechte am 21. 1. 1873 erhielten die Berechtigten den südlich des Baumweges gelegenen sog. „Stocksbusch“ in Größe von rd. 197 ha als Entschädigung zugesprochen.

Bevor die Haler und Höltinghauser ihre Forstnutzungs- und Weidrechte am Baumweg begründen konnten, soll er ein „hochfürstliches privates Jagdgehege“ gewesen sein, in welchem Holz und Mast dem höchsten Landesherrn als privates Eigentum gehörten. In ihm durften — wie es im Betriebswerk von 1895 heißt — die vielen Gutsbesitzer des Münsterlandes niemals jagen, während sie in den dortigen Marken nach allen Richtungen hin ihr Jagdrecht ausübten. Ebenfalls nach Betriebswerk 1895 hat der frühere Besitzer des adeligen Gutes Lethe, von der Deeken, im Jahre 1783 behauptet, daß der Baumweg früher zu seinem Gute gehört habe und daß er bloß der hohen Jagd wegen dem damaligen Landesfürsten abgetreten bzw. überlassen worden sei.

Flächenvergrößerungen:

a) Die Abteilungen 84, 85, 91—93, 97—99 und 107—116, desgl. die westlichsten Streifen der Abt. 88—90, 96, 101 und 102 sind — mit Ausschluß einiger unbedeutender Kauf- und Tauschflächen — Tertienflächen aus der Haler und Höltinghauser Mark und zum geringen Teil aus der





Landesbibliothek Oldenburg





Ein Waldbestand mit hoher Sozialfunktion

Der „Ahlhorner Urwald“ am Alten Baumweg war bis 1873 Hude- und Berechtigungswald der Eingesessenen von Halen und Höltinghausen. Er ist kein Urwald im eigentlichen Sinne, sondern Zeugnis einer uralten Wirtschaftsform — verändert durch Unterlassung menschlichen Eingreifens.

Foto Schlüter

Bether Mark. Davon wurden die Abt. 108—116 (Hoheging) mit 121 ha 1884 Staatsbesitz.

- b) Abt. 108 a mit 7 ha wurde 1884, die Böckmann'sche Stelle mit 9 ha wurde 1882, der Weßel'sche Placken mit 7 ha wurde 1887 durch Kauf erworben.
- c) Die Lether Fuhren sind erst 1911—1919 durch Kauf Staatsbesitz geworden. Von Fortmann, Gut Lethe, kaufte der Fiskus 189 ha im Jahre 1911 für 205 000,— Mark.

6. Varrelbusch. Die älteste Waldfläche ist der Varrelbuscher Fuhrenkamp, der in seinem westlichen Teil (Abt. 302, 303, 304) und in seinem östlichen Teil (Abt. 312 und 313), dem „Bether Fuhrenkamp“, aus den sog. „Sandteilungen“ verschiedener umliegender Bauerschaften (Bethen, Varrelbusch, Cloppenburg, Ambühren, Resthausen, Stedingsmühlen, Stallförden, Bühren) etwa in den Jahren 1786—1820 in Staatsbesitz gelangte.

Das Zwischenstück wurde 1820 nach langwierigen Verhandlungen durch den Staat erworben. Alle Flächen wurden jeweils „ausschließlich durch Saat“ mit Kiefern kultiviert. Den östlichen Teilstreifen an Abt. 313 gewann der Staat 1890 aus der Bether Gemeinheitsteilung. Das erste Betriebswerk von 1896 weist als ältesten Bestand in Abt. 302 90—100jährige Kiefern nach. Demnach sind die ersten Aufforstungen im Varrelbuscher Fuhrenkamp um 1790 bis 1800 erfolgt.

Der Resthauser Fuhrenkamp ist ebenfalls aus Markenteilung hervorgegangen. Der Beginn der Aufforstung dürfte etwa um 1820 liegen.

Die Forstorte Peterwald I und Peterwald II, die bis 1922 noch größer als jetzt waren, stammen aus der Garreler Markenteilung von 1860 bis 1900, bzw. (westliche Teilflächen des Peterwaldes II) aus der Thüler Markenteilung.

Die Pflanzung muß 1893 bis 1895 und die Dampfpflugarbeit vermutlich 1890—1891/92 ausgeführt worden sein. Beide Forstorte waren vorher Heideflächen, in denen wegen des recht hohen Grundwasserstandes anmoorige Partien häufig vorkamen und teilweise größere Flächen umfaßten.

7. Dwertge. Vom Forstort Krattholz erhielt der Staat die ältesten Teile (im Süden) 1868 aus der Vahrener-Schwertheimer Mark als Tertienfläche, einen Teil aus der Molberger Mark und drei kleine Flächen durch Tausch und Ankauf bis 1890. Das gesamte so entstandene Krattholz ist Heide gewesen und wurde zunächst noch auf einige Jahre als Heide (d. h. als Schafweide) verpachtet. 1887—1888 ist es mit dem Dampfpflug gepflügt und 1889—1890 durch Pflanzung kultiviert worden.

Der Schwertheimer Fuhrenkamp ist erst 1923 von der Staatsfortverwaltung übernommen worden. Seine Bestände sind allem Anschein nach erste, teilweise zweite Waldgeneration.

Der Dwertger Sand ist 1786 „als Tertia zugeschlagen“.

Die Aufforstung des Dwertger Sandes begann 1820 mit der „Dämpfung“ des Sandes durch Plaggen oder Saat von Kiefer.

1880—1882 und 1888/89 wurden „wegen Notstandes“ im Dwertger Sand größere Meliorationsarbeiten durchgeführt. Aus diesen Jahren stammen vermutlich die meisten Rabatten.

Den Ost- und Nordrand des Dwerger Sandes erhielt der Staat aus der Dwerger Markenteilung 1870.

Der Ostrand wurde 1895 und in den folgenden Jahren „gedeckt und kultiviert“. Der Nordteil ist Dampfflugkultur nach 1895 mit späterer Pflanzung.

8. Augustendorf. Die Forstorte Barenberger Sand und Langeberg stammen vorwiegend aus der Teilung der Thüler Mark 1876, 1877 und 1881.

Der Südwestteil des Langebergs (sog. „Peheimer Feld“) ist durch Ankauf bzw. Tausch mit dem Siedlungsamt von 1921 hinzugekommen, und die Abt. 567, 568 und 599 sind Zugänge zwischen 1925 und 1930.

9. Markhausen. Die Forstorte Herrensand und Horstberg stammen ebenfalls aus der Thüler Markenteilung.

Der Kaufwald setzt sich aus Ankaufs- und Tauschflächen zusammen, die etwa in der gleichen Zeit, beginnend 1883 von Süden her, von Einzelbesitzern, Bauern oder vom Siedlungsamt übernommen wurden. Verschiedene Ankäufe haben später auch den Herrensand vergrößert sowie 1928 Schlefeld und Ringelberg.

Die ersten staatlichen Aufforstungen begannen mit Handarbeit nach 1885, doch wird in den Dampfflugakten ihr Erfolg als sehr gering und volle Neukultur als nötig bezeichnet. Diese begann mit Bodenbearbeitung durch den Dampfflug im Herrensand 1901—1902, im Horstberg 1902—1904 und im Kaufwald 1905, wo nach Zeugenaussagen noch nach 1910 einzelne Flächen mit dem Dampfflug bearbeitet wurden.

10. Lönigen und Ehren. In alten Markenteilungsakten beim Kreisamt in Cloppenburg werden 1818 als bereits bestehend der „Oldendorfer herrschaftliche Fuhrenkamp“, der nach Angabe anderer Akten damals nur die Hälfte seiner jetzigen Größe umfaßt, und 1829 der Werwer Fuhrenkamp und der Burlagsberg benannt. Die Teilungsakte der Mark Böen von 1874 bestätigt, daß ein Teil des Böener Fuhrenkamps 1786 „zugeschlagen“ wurde, (d. h. in staatl. Eigentum, damals also in das des Bischofs als des Landesherren übergang) und entsprechend auf den Anteil der staatlichen Tertienfläche bei der endgültigen Markenteilung 1874 anzurechnen ist.

Die ersten Aufforstungen im Oldendorfer, Bunner, Böener und Werwer Fuhrenkamp und im Burlagsberg haben bereits im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begonnen, aber wohl nur auf zunächst sehr kleinen Flächen.

Für den älteren Teil des Herberger Fuhrenkamps gilt sicher Ähnliches. Da die Karten von 1810—1820 um Lönigen keinen Wald nachweisen, ist anzunehmen, daß es bereits vor 1803 bischöflichen unbewaldeten Besitz — sog. Cameralsande — gab.

Als Aufforstungsjahre werden genannt für den

Oldendorfer Fuhrenkamp	1810,
Burlagsberg	1830,
Böener, Werwer, Herberger und Bunner Fuhrenkamp	
aber erst	1840.

III. Die derzeitige politische Zugehörigkeit der Landesforsten

Tabelle 1 a) Landkreis Cloppenburg

Gemeinde	Forstamt	Forstort	Flächen- größe	
			ha	ha
Cloppenburg	Cloppenburg	Varrelbuscher Fuhrenkamp	224	235
		Schwertheimer Fuhrenkamp	11	
i. g.				
Emstek	Ahlhorn	Scheidewald	513	1697
		Lether Fuhren	115	
		Baumweg	1069	
i. g.				
Essen	Cloppenburg	Bartmannsholter Fuhrenkamp	128	268
		Herberger Fuhrenkamp	140	
		i. g.		
Friesoythe	Cloppenburg	Peterwald II	106	652
		Barenberg	276	
		Langeberg	85	
		Horstberg	185	
i. g.				
Garrel	Ahlhorn Cloppenburg	Hoheging	27	340
		Peterwald I	89	
		Peterwald II	224	
		i. g.		
Lastrup	Cloppenburg	Oldendorfer Fuhrenkamp	22	95
		Herberger Fuhrenkamp	73	
		i. g.		
Lindern	Cloppenburg	Steingräber		1
Löningen	Cloppenburg	Böener Fuhrenkamp	101	811
		Bunner Fuhrenkamp	43	
		Burlagsberg	62	
		Herberger Fuhrenkamp	142	
		Winkumer Streitmark	46	
		Ehrener Streitmark	108	
		Ehrener Wald	234	
		Werwer Fuhrenkamp	75	
		i. g.		
Markhausen	Cloppenburg	Barenberg	22	917
		Langeberg	124	
		Peheimer Wald	67	
		Herrensand	419	
		Kaufwald	285	
		i. g.		

Gemeinde	Forstamt	Forstort	Flächen- größe	
			ha	ha
Mol- bergen	Cloppen- burg	Resthauser Fuhrenkamp	101	
		Krattholz	128	
		Dwergter Sand	556	
		Langeberg	304	
		Peheimer Feld	183	
i. g.				1272

Summe aus FA. Ahlhorn 1 724 ha
 aus FA. Cloppenburg 4 564 ha

 i. g. 6 288 ha

Tabelle 2

b) Landkreis Vechta

Damme	Ahlhorn	Dammer Fuhrenkamp	133	133
		i. g.		
Golden- stedt	Ahlhorn	Herrenholz	231	231
		i. g.		
Lohne	Ahlhorn	Freeseholz	2	2
		i. g.		
Lutten	Ahlhorn	Herrenholz	89	146
		Freeseholz	57	
		i. g.		
Steinfeld	Ahlhorn	Dammer Fuhrenkamp	11	11
		i. g.		
Visbek	Ahlhorn	Herrenholz	20	79
		Freeseholz	7	
		Erlterholz	52	
		i. g.		
Summe aus dem FA. Ahlhorn:				602

Zusammenstellung der Landesforsten

im Landkreis Cloppenburg 6 288 ha
 im Landkreis Vechta 602 ha
 i. g. 6 890 ha

Anmerkung: Die Angaben sind entnommen
 dem Betriebswerk des Forstamtes Cloppenburg v. 1. 10. 1967
 dem Betriebswerk des Forstamtes Ahlhorn v. 1. 10. 1967

Die letzten großen Flächenzugänge am Herberger Fuhrenkamp ergaben sich nördlich des ältesten Teiles mit den jetzigen Abteilungen 188—195 „in Folge“ der Markenteilung von Hamstrup (1842) und im Süden des alten Teiles mit den jetzigen Abteilungen 170—177 (Herberger Anschuß) „in Folge“ der Essener Markenteilung (1870).

Der Ehrener Wald, aus der Ehrener-Winkumer Markenteilung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, ist 1882 und 1883 mit dem Dampfpflug gepflügt worden und in den darauf folgenden Jahren durch Pflanzung kultiviert.

1914 wird vom Staat die „Streitmark“ (rd. 154 ha) angekauft und ohne Dampfpflug 1927 kultiviert.

11. Allgemeine Flächenabgänge. Das 19. Jahrhundert hat dem Forstfiskus jedoch nicht nur Flächenzugänge gebracht. Infolge der allgemeinen Landesbesiedlung sind auch mehrfach Flächen aus der Markenteilung der Staatsforstverwaltung wieder verlorengegangen. Alte Karten von 1845 und 1849 weisen z. B. für die ehem. Revierförsterei Cloppenburg den „Großen Nutteler Fuhrenkamp“ und den „Timport“, für Löningen den „Hamstruper Kamp“ als forstfiskalischen Besitz nach. Die letzten großen Flächenabgaben waren im Oberförsterbezirk Löningen die „Schelmkappe“ mit rd. 345 ha, der „Hamstrupe Kamp“ mit rd. 12 ha und die „Suhler Tertienfläche“ mit rd. 80 ha, nach 1896 abgetreten, und in der ehem. Revierförsterei Dwerge die Flächenabtretungen in den Forstorten Peterwald I und II nach dem Großbrand von 1922 mit rd. 190 ha.

IV. Der gegenwärtige Zustand der Landesforsten

In der Zeit der großen Aufforstungen des vorigen Jahrhunderts wurde fast ausschließlich die Kiefer, zum geringen Teil in reihenweiser Mischung mit der Fichte, angebaut, entlang den Schneisen und Bestandesrändern in der Regel umgeben von Birkenstreifen, die dem Feuerschutz dienen sollten. Die Großfläche ist vorherrschend. Nach 1920 ist eine Tendenz zur kleineren Fläche und zu vermehrtem Anbau anderer Holzarten erkennbar. Schnell wachsende Ausländer, wie Douglasie und Japanische Lärche, finden Eingang. Nach dem 2. Weltkriege, der große Waldzerstörungen zur Folge hatte, griff man, um in kürzester Zeit mit geringstem Aufwande die Kahlfelder in Kultur zu bringen, wiederum zur Großaufforstung mit der Kiefer. So ist es verständlich, daß die Kiefer

mit 64 % der Fläche im FA. Cloppenburg und

mit 59 % der Fläche im FA. Ahlhorn

die das Landschaftsbild bestimmende Hauptholzart ist. Gegenwärtig bemüht sich die Niedersächsische Landesforstverwaltung darum, auf der Grundlage einer nunmehr abgeschlossenen intensiven Standortaufnahme Neukulturen mit denjenigen Baumarten auszuführen, die auf dem jeweiligen Standort den Wirtschaftszielen am besten entsprechen. Da an erster Stelle der Wirtschaftsgrundsätze das Gemeinwohl steht, wird von der zukünftigen Waldgestaltung erwartet, daß sowohl der Forderung nach hoher Ertragsleistung als auch hoher Sozialleistung entsprochen wird, wobei unter letzterer an die Dienstleistungsfunktionen des Waldes im Hinblick auf

Landschaftsgestaltung, Erholung, Luftreinigung, Klimaregulation usw. gedacht ist. So hoffen wir, daß die weiten reinen Kiefernwälder, die als Pioniere zeitgemäß und nützlich waren, vielerorts durch andere Holzarten abgelöst werden. Hierbei kommt der Douglasie und der Eiche eine besondere Bedeutung zu.

Tabelle 3 zeigt das starke Übergewicht des Nadelholzes, speziell der Kiefer. Aus Tabelle 4 ist ersichtlich, daß im Forstamt Cloppenburg um die Jahrhundertwende (1892—1911) der größte Flächenanteil aufgeforstet worden ist, während die Aufforstungstätigkeit im Forstamt Ahlhorn 20 Jahre früher, d. h. um 1870, verstärkt eingesetzt hat.

V. Der Wald im Rahmen der Bodennutzung

Die Darstellung der Landesforsten wäre unvollständig, würden wir sie nicht im Rahmen der gesamten Landschaft betrachten. Sehr instruktiv ist es, diese zu überfliegen und zu sehen, daß der ständige Wechsel von Wäldern, Mooren, Feldern, Grünland und Wasserflächen den Reiz dieser Landschaft ausmacht. Der Anteil dieser Nutzungsformen und ihre Verteilung bestimmen das Bild. Lassen wir zunächst die nüchternen Zahlen der Statistik sprechen.

In der Tabelle 5 sind die Ergebnisse der Bodennutzungserhebung 1971 für die Kreise Cloppenburg und Vechta einzeln und zusammengefaßt denen der Bezirke Oldenburg und Osnabrück und des Landes Niedersachsen gegenübergestellt.

Der hohe Anteil an Ackerland zeigt mit 43 % im Oldenburger Münsterland das Vorherrschen des Ackerbaues an — gegenüber 29 % für den Bezirk Oldenburg, 34 % für Osnabrück und 33 % für das Land Niedersachsen. Das Dauergrünland hat mit 28 % ungefähr den gleichen Anteil wie im Bezirk Osnabrück und im Landesdurchschnitt. Sein Anteil liegt aber weit unter dem von Oldenburg (41 %), wo das Marschland dominiert.

Die Waldungen nehmen im Kreise Cloppenburg mit 11 385 ha = 8,5 % und im Kreise Vechta mit 7 589 ha = 9,7 % der Gesamtwirtschaftsfläche ein. In diesen Zahlen kommt der Übergang von der waldarmen Küste — Oldenburg 7,7 % — zum waldreicheren Binnenlande — Osnabrück 16,5 % Niedersachsen 20,2 % — zum Ausdruck. Charakteristisch für das Oldenburger Münsterland ist der hohe Anteil unkultivierter Moorflächen, die im Kreise Cloppenburg 9 130 ha = 6,8 % und im Kreise Vechta 3 565 ha = 4,5 % einnehmen.

Anmerkung: In der Bodennutzungserhebung sind die Waldflächen des Forstamtes Ahlhorn, die in den Kreisen Cloppenburg und Vechta liegen, entsprechend dem Sitz des Forstamtes dem Landkreis Oldenburg zugerechnet. Die Flächenangaben sind daher wie folgt berichtigt:

	<u>Cloppenburg</u>	<u>Vechta</u>	<u>im ganzen</u>
Angabe der Bodennutzungserhebung:	11 385	7 589	18 974
Zugang aus Forstamt Ahlhorn:	1 621	570	2 191
im ganzen:	13 006	8 159	21 165

Tabelle 5 Auszug aus der Bodennutzungserhebung Niedersachsen 1971

Kulturarten und sonstige Flächen	Niedersachsen		Bez. Osnabr.		Bez. Oldenbg.		Lkrs. Cl'burg		Lkrs. Vechta		Cl. u. Vechta	
	ha	o/o	ha	o/o	ha	o/o	ha	o/o	ha	o/o	ha	o/o
Ackerland	1 569 352	33,1	210 220	34,0	160 602	29,4	55 921	41,5	34 511	43,7	90 432	42,4
Dauergrünland	1 245 042	26,2	175 002	28,4	225 553	41,2	38 158	28,4	21 259	26,9	59 417	27,8
Gärten, Obstanlagen und sonstige landw. genutzte Flächen	82 560	1,8	7 104	1,1	11 321	2,0	1 533	1,1	1 318	1,7	2 851	1,3
Landw. genutzte Flächen i. g.	2 896 954	61,0	392 326	63,0	379 476	73,0	95 612	71,0	57 088	72,3	152 700	71,5
Nicht mehr genutzte landw. Flächen	21 036	0,5	2 753	0,4	2 854	0,5	726	0,5	210	0,3	936	0,4
Öd- und Unland	160 264	3,3	21 517	3,5	13 572	2,5	2 464	1,8	2 009	2,6	4 473	2,1
Unkultivierte Moorflächen	111 168	2,3	25 212	4,1	17 496	3,2	9 130	6,8	3 565	4,5	12 695	6,0
Waldungen	954 244	20,2	102 498	16,5	42 144	7,7	13 006	9,7	8 159	10,3	21 165	9,9
Gewässer	100 027	2,2	11 537	1,9	14 540	2,7	1 736	1,3	504	0,6	2 240	1,0
Gebäude-, Hof-, Parkanlage und Friedhöfe, Sport-, Flug- u. Übungspl.	495 154	10,5	63 178	10,2	58 855	10,7	11 951	8,9	7 422	9,4	19 373	9,1
Gesamtwirtsch. Fläche	4 738 847	100	619 021	100	546 937	100	134 625	100	78 957	100	213 582	100

Tabelle 6

Waldflächenveränderungen 1960 — 1971

	1960	1971	Mehr oder weniger	
	ha	ha	ha	%
Landkreis Cloppenburg	12 177	11 385	— 792	— 6,5
Landkreis Vechta	8 253	7 589	— 664	— 8,1
Landkreise Cloppenburg und Vechta	20 430	18 974	— 1 456	— 7,1
Restl. Bezirk Oldenburg	22 555	23 170	+ 615	+ 2,8
Verw.-Bezirk Oldenburg	42 985	42 144	— 841	— 2,0
Land Niedersachsen	915 076	954 244	+ 39 168	+ 4,3

Anmerkung: Ohne Berücksichtigung der Waldflächenanteile des Forstamtes Ahlhorn (vgl. auch Anmerkung zu Tabelle 5).

In der Tabelle 6 sind die Waldflächenveränderungen der letzten 11 Jahre wiedergegeben und denen des Verwaltungsbezirks Oldenburg und des Landes Niedersachsen gegenübergestellt.

Die Feststellung, daß im Oldenburger Münsterland eine Verminderung der Waldfläche um 1 456 ha = 7,1 % in den vergangenen 11 Jahren eingetreten ist, gibt zu Besorgnis Veranlassung, steht doch diese Bewegung im Gegensatz zu den Entwicklungen in den übrigen Teilen des Verwaltungsbezirks Oldenburg mit einer Zunahme von 615 ha = 2,8 % und im Durchschnitt des Landes Niedersachsen mit einer Zunahme um 4,3 %. Bei der relativ geringen Bewaldung von 9 % der Gesamtwirtschaftsfläche müßte im Oldenburger Münsterlande eher eine Waldmehrung denn eine Minderung angestrebt werden.

V. Ausblick

In einer Verfügung des Herzogs von Oldenburg vom 27. 2. 1844 ist gesagt, daß durch die Bepflanzung der Straßenbermen „den Reisenden der traurige Anblick der dünnen Heide entzogen werde“. Das war eine Charakterisierung der Landschaft, wie sie vor etwa 130 Jahren gewesen ist. Welch' eine Wandlung bis zum heutigen Tage!

Der Reisende, der heute über die Autobahn das Oldenburger Münsterland durchquert, sieht eine blühende Landwirtschaft, weite Wälder im harmonischen Wechsel mit Äckern, Wiesen und Weiden und nur der Name „Ahlhorer Heide“ erinnert noch an das frühere Landschaftsbild.

Das überkommene Erbe, das den alten Satz „Karge Länder machen kluge Völker“ in so eindrucksvoller Weise bestätigt, gilt es, den nachfolgenden Generationen in bestmöglichem Zustande weiterzugeben. Für die Landesforsten, die im Eigentum des ganzen Volkes stehen, heißt dies, sie so zu gestalten und zu pflegen, daß sie für die Gemeinschaft von maximalem Nutzen sind. Dieser Forderung nach Gemeinnützigkeit des Waldes sind alle Einzelfragen unterzuordnen. Ein diesbezüglicher Grundsatzenerlaß des Nds. Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten wird von dem derzeitigen Waldbaureferenten Oberlandforstmeister Walter K r e m s e r *) so kommentiert:

„Der Erlaß setzt drei bindende Wirtschaftsgrundsätze für die niedersächsischen Landesforsten fest:

Die Landesforsten sind nach dem Prinzip des höchstmöglichen Nutzens für die Allgemeinheit zu bewirtschaften,

in den Landesforsten ist Dauer, Stetigkeit und Gleichmaß der höchstmöglichen Nutzwirkung für die Allgemeinheit zu sichern,

und

das Betriebsziel soll mit dem geringsten Aufwand erreicht werden.

Die Verwirklichung dieser Prinzipien verlangt:

daß die Waldungen zur nachhaltig höchstmöglichen biologischen Leistungsfähigkeit entwickelt werden,

daß sie im Sinne optimaler ökologischer Zuträglichkeit für den Menschen gestaltet werden,

daß sie in einen betriebssicheren, d. h. biologisch stabilen Zustand gebracht werden,

daß sie auf höchstmögliche Wertleistung im Sinne maximalen Beitrages zum Sozialprodukt bewirtschaftet werden.

Diesen Forderungen ist gemeinsam, daß sie nicht aus einem Gewinnstreben motiviert werden können; sie sind durchweg sozial motiviert. Tiefster Bestimmungsgrund für das forstliche Handeln in den niedersächsischen Landesforsten ist mithin nicht das Holz, auch nicht der Baum, und selbst der Wald nicht.

Es ist vielmehr die Sorge um den Menschen, um sein Wohlbefinden und um seine Umwelt.“

*) Kremser: „Die Ziele der niedersächsischen Landesforstverwaltung“
(Vortrag, gehalten auf der Vorstands- und Beiratssitzung des Niedersächsischen Heimatbundes am 13. 3. 1970 in Hannover)

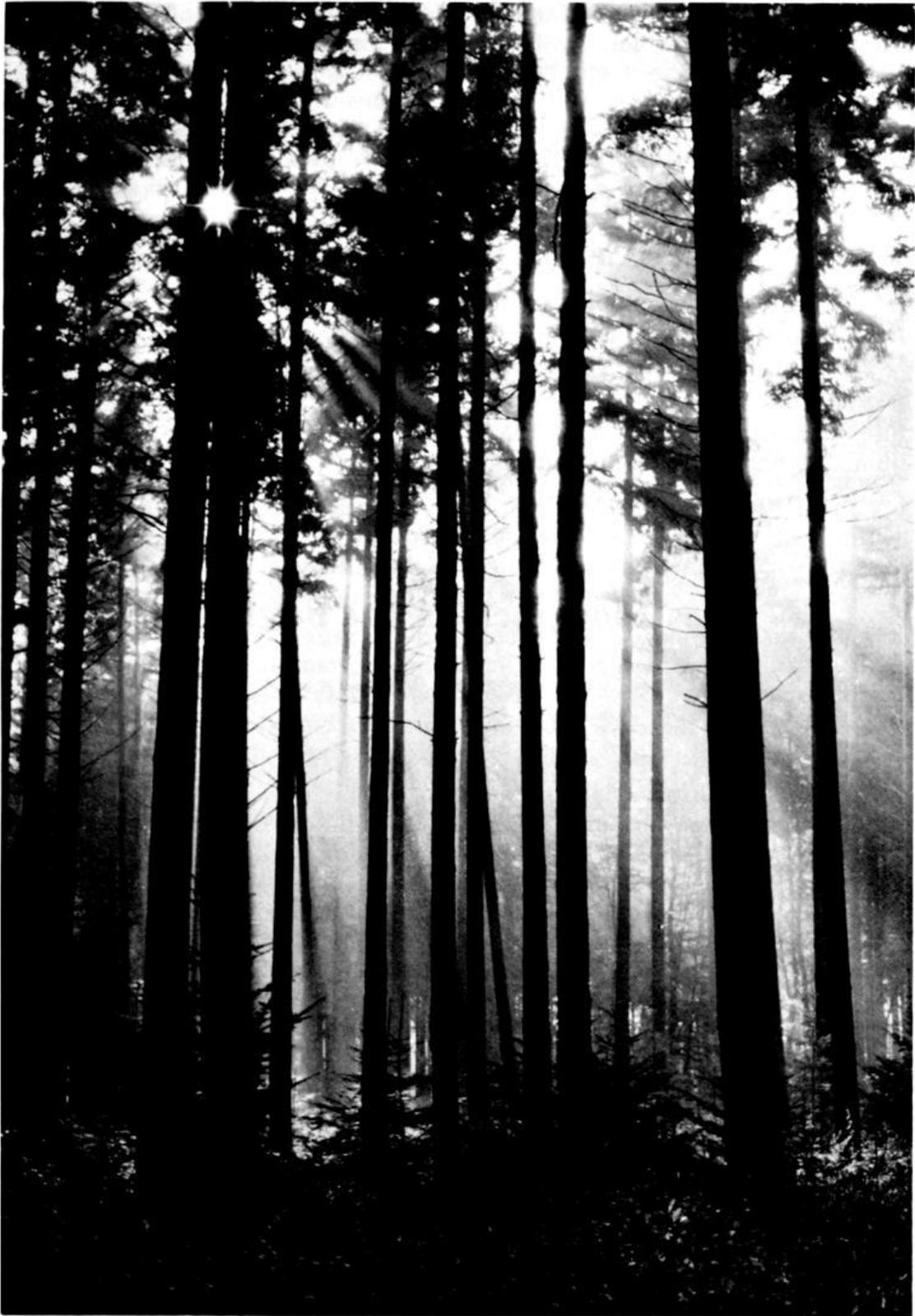
Diese Wirtschaftsgrundsätze fordern, daß Waldgründung und Waldbehandlung der Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion gleichermaßen gerecht werden.

Sie werden in den Landesforsten des Oldenburger Münsterlandes folgende Auswirkungen haben:

- a) Auf der Grundlage einer bereits intensiv durchgeführten Standortuntersuchung und -kartierung werden Neukulturen mit denjenigen Baumarten ausgeführt, die örtlich bestmögliche Wuchsleistungen zeigen. Dies wird vielerorts zu einer Abwendung von den weiten Kiefernbeständen und zu einer Umwandlung in andere Baumarten, besonders in Douglasie, führen. Die Kiefer, die für die Erstaufforstungen auf den oberflächlich verarmten Sandböden die geeignete Baumart gewesen ist, wird wesentliche Flächenanteile verlieren.
- b) Der Aufbau des Waldes wird von seiner Erholungsfunktion wesentlich bestimmt. Großflächige Monokulturen sind zu vermeiden. Durch Mischung mehrerer Baumarten, durch den Wechsel verschieden alter Bestände und durch die besondere Gestaltung der Bestandesränder sind seine Schönheit und damit sein Erlebniswert zu steigern.
- c) Die Niedersächsische Landesforstverwaltung wird im Rahmen der ihr zur Verfügung stehenden Mittel bemüht sein, diejenigen Einrichtungen zu schaffen, die dem Besucher dienlich sind. Der Wald soll sich dem erholungssuchenden Menschen öffnen, aber in einer solchen Art, daß die Besucher sich gegenseitig möglichst wenig stören. Das Auto muß auf einem günstig angelegten und der Landschaft eingefügten Parkplatz bleiben. Besondere Wanderwege müssen gekennzeichnet werden und als Rundwege wieder zum Parkplatz führen. Reitwege sind gesondert auszuweisen. An besondere Erholungseinrichtungen, wie Sportpfade, Freibadeplätze, Kinderspielflächen usw. ist zu denken. So sollen unsere Landesforsten ihren Beitrag zu einer freizeitgerechten Landschaft erbringen.
- d) Über den Rahmen der eigenen Bezirke hinaus sind die Dienststellen der Niedersächsischen Landesforstverwaltung, d. h. die Forstämter Cloppenburg und Ahlhorn mit ihren Revierförstereien, durch Rundverfügung von 1969 verpflichtet, den Gemeinden und sonstigen Körperschaften gegenüber Amtshilfe bei der Durchführung von Maßnahmen des Naturschutzes, der Landschaftsgestaltung und der Landschaftspflege zu leisten.

Im Geiste dieser Weisung liegt es auch, wenn sich die Angehörigen der Landesforstverwaltung für die Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung stellen. Den „Tag des Baumes“ auszugestalten, Waldjugendspiele zu veranstalten und in enger Zusammenarbeit mit den Schulen sich um die Heranführung der Jugend an Natur und Landschaft zu bemühen, sind neue und zeitgemäße Aufgaben.

*Ein Waldbestand mit hoher Ertrags- und Dienstleistungsfunktion
Dem „Ahlhorner Urwald“ benachbart, ein 80jähriger Douglasienbestand hoher
Massen- und Wertleistung — Beispiel eines Wirtschaftswaldes mit hoher Nutz- und
Sozialfunktion, der nicht nur Holz liefert, sondern auch durch seine Schönheit den
Besucher erfreut.*
Foto Schlüter



Nachdem das „Europäische Naturschutzjahr 1970“ zu der großen Bewegung des Umweltschutzes geführt hat, stehen für unseren Wald die Sozialfunktionen im Blickfeld der Öffentlichkeit. Als ein bedeutsames Element der Landschaft ist er ein Teil unseres Lebensraumes. Je mehr die Allgemeinheit Dienstleistungen vom Walde erwartet und je weniger die Nutzfunktion durch die Preise der Walderzeugnisse honoriert wird, um so mehr muß sie sich auch zur Existenzsicherung der Waldeigentümer verpflichtet fühlen.

Die Bewirtschaftung der Staatsforsten zum Wohle der Allgemeinheit soll auch in Zukunft durch den Landeshaushalt sichergestellt werden. Die Finanzlage des Privatwaldes gibt zu großer Besorgnis Veranlassung. Mit 71 % der Waldfläche des Oldenburger Münsterlandes bestimmt er das Landschaftsbild. Da die Dienstleistungen des Waldes nicht kostenlos erbracht werden können, ist zu hoffen, daß mit der Erkenntnis ihrer Bedeutung auch die Bereitschaft wächst, für die Waldungen aller Besitzarten Finanzierungsmöglichkeiten zu schaffen.

Das Möwenschlatt bei Brettorf

VON BERNHARD VARNHORN

Fährt oder wandert man auf der Straße vom Bahnhof Brettorf in Richtung Klattenhof (Landkreis Oldenburg), dann kommt man bereits nach etlichen hundert Metern an ein Schlatt, das wie fast alle derartigen Gewässer hierzulande inmitten einer Viehweide liegt, der sich fruchtbare Äcker anschließen. Während in den letzten Jahrzehnten in unserer Heimat die meisten Schlatts zwecks Gewinnung einiger Quadratmeter landwirtschaftlicher Nutzfläche trockengelegt worden sind, ist das beim Bahnhof Brettorf in seiner Ursprünglichkeit und Unberührtheit erhalten geblieben. Weder in seiner Größe noch in seinem Pflanzenbestand — dieser scheint mir sogar verhältnismäßig artenarm zu sein und sich auf die gewöhnlichen Arten zu beschränken — unterscheidet es sich von ähnlichen Gewässern unserer Gegend. Und doch nimmt das Schlatt an der Straße nach Klattenhof eine Sonderstellung ein, die ihm vom zeitigen Frühjahr bis in den Herbst hinein immer wieder interessierte Vogel- und Heimatfreunde als Besucher zuführt: Es ist nämlich das „Schlatt der tausend Möwen“.

Jahr für Jahr, schon seit Menschengedenken, wird dieses Schlatt von vielen hundert, vielleicht sogar von tausend Möwen bevölkert, von den sogenannten Lachmöwen; *larus ridibundus* nennt der Vogelkundler sie mit ihrem wissenschaftlichen Namen. Für viele Wochen und lange Monate, von der Eis- und Schneeschmelze bis in den Spätherbst hinein, nehmen diese munteren und schmucken Vögel — ihr Kopf ist bis zum Genick und bis zur Mitte des Vorderhalses dunkelbraun, die ganze übrige Unterseite weiß und die Oberseite hellgrau gefärbt, Schnabel und Füße sind rot — dort auf seinem Was-

ser und an seinem Ufer Aufenthalt. Tag für Tag, vom frühen Morgen bis in die späten Abendstunden, erfüllen sie dann mit ihrem Geschrei und Getue und mit ihren Flugspielen die Luft, beleben die Landschaft und machen sich zudem noch auf vielfältige Weise nützlich. Sie lieben und zanken sich, kämpfen um Nist- und Brutplätze, um jeden Gras- und Binsenbulten im seichten Wasser des Schlatts, tragen Nistmaterial herbei und stiebitzen es den Nachbarn in unbewachten Augenblicken, so spärlich es auch sein mag und obwohl solches nahebei und überall in Massen herumliegt. Sie streiten miteinander um die Sitzplätze auf den Einfriedigungspfählen, die rund um Schlatt und Viehweide eingegraben sind und auf denen sie liebend gerne ausruhen, von wo aus sie Umschau und Wache halten und der Verdauung pflegen. Wenn die Sonne warm ihre Strahlen zur Erde schickt und ein leichter Wind das Wasser des Möwenschlatts sachte in Bewegung hält, wenn ringsum Ruhe herrscht und kein neugieriger Besucher in ihr Reich eindringt, dann fühlen sich die Möwen so richtig wohl. Sie putzen umständlich und mit Hingabe ihr Gefieder oder dösen vor sich hin, wenn nicht gerade ein Störenfried, eine Elster oder Rabenkrähe, ein Bussard oder Turmfalke, abzuwehren ist. Sobald ein solcher am Möwenschlatt auftaucht, geben die Wächter Alarm und gleich stürzen sich Dutzende mit lautem Geschrei und hastigen Flügelschlägen auf den Eindringling, der ob solch stürmischer Attacken meistens eilig das Weite sucht.

Ihre Nester, auf deren Ausgestaltung sie keine besondere Sorgfalt verwenden, bauen die Lachmöwen aus Schilfstengeln, Binsen, dürrm Gras, Wurzeln und Teilen anderer Wasserpflanzen. Sie errichten diese auf Bulten, abgestorbenen Pflanzen und kleinen Hügeln, die von Wasser umgeben sind und freie Sicht bieten. Noch vor einigen Jahren lag mitten im Brettorfer Möwenschlatt eine größere Insel, auf der die Nester dicht an dicht standen. Seitdem Winterstürme diese Insel auseinandergerissen, in viele kleinere Stücke zerteilt und in Ufernähe getrieben haben, müssen die Möwen nun dort ihre Brut aufziehen, was ihnen wegen der Zudringlichkeit von Menschen und Tieren nicht besonders gefallen mag. Aber ihr Schlatt haben sie darum nicht verlassen.

Die Eiablage — Lachmöwen sind im allgemeinen nach zwei Lebensjahren fortpflanzungsfähig — erfolgt im Mai, zieht sich aber bei einzelnen Paaren bis in den Juni hinein fort. Die Gelege bestehen meistens aus 2 bis 3 Eiern, die auf olivgrünem oder olivbraunem Grunde mit einigen blaugrauen Schalenflecken und mäßig großen, heller oder dunkler braunen Oberflecken ziemlich gleichmäßig bedeckt sind. Die Jungen schlüpfen nach einer 23 Tage dauernden Brutzeit. Das besonders vom Vater herbeigebrachte Futter wird den Jungen vorgewürgt, die es dann hastig verschlingen. Daß in einer großen Möwenkolonie wegen der ständigen Streitereien der Alten viele Eier zertreten und viele Junge totgetrampelt werden, tut der ständigen Vermehrung dieser Vögel, die zudem ein ansehnliches Lebensalter erreichen können, keinen Abbruch.

Da das Schlatt und die nähere Umgebung nicht genug Nahrung hergeben für so viele hungrige Schnäbel und Mägen, fliegen die Möwen Tag für Tag zur Futtersuche ins Land hinaus, in der Regel viele Kilometer weit. Weite Wege, wenn sie nur Nahrung und Sättigung versprechen, machen diesen

fluggewandten Vögeln nichts aus. Wo Bauern ihre Äcker für die Saat herrichten und dabei Würmer, Larven und Insekten freilegen, wo beim Grasmähen zur Heu- oder Silagegewinnung Frösche, Mäuse und anderes Kleingetier ihren Schutz und ihre Deckung verlieren, wo an den Straßen vom Verkehr getötete Vögel und sonstige Tiere herumliegen, überall wo diese klugen und aufmerksamen Vögel Nahrung vermuten, finden sie sich ein, vertilgen zur Freude unserer Landwirte Ungeziefer noch und noch und leisten so einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung des biologischen Gleichgewichtes in der Natur. In der Nahrungsauswahl sind Lachmöwen nicht wählerisch. Sie schlucken sozusagen alles, was ihnen vor den Schnabel kommt und zum Verspeisen tauglich erscheint. Unverdauliche Gegenstände werden als sogenannte Gewölle, das sind Speiballen, wieder ausgewürgt. Auch die von vielen Vögeln ihres unangenehmen Geschmackes wegen gemiedenen Kartoffelkäfer werden von den Lachmöwen nicht verschmäht. So haben z. B. 1971 sich diese und ihre Jungen tage- ja wochenlang von den damals massenhaft auftretenden Kartoffelkäfern ernährt und sich so als echte Helfer im Kampf gegen diese Schädlinge erwiesen.

Bis in den Herbst hinein bevölkern Jahr für Jahr viele hundert Lachmöwen das Weideschlatt bei Brettorf. Erst kaltes und unwirtliches Herbstwetter treibt sie in ihre Winterquartiere. Mit diesen ist es auch eine recht komplizierte Sache. Tausende von Beringungen haben nämlich erwiesen, daß die Lachmöwen aus bestimmten Gebieten auch ihre ganz bestimmten Winterquartiere haben. So überwintern die Lachmöwen aus den Niederlanden, aus den Nord- und Ostseegebieten, also auch die aus unserer Heimat und die aus Ungarn, in der Schweiz, während die Lachmöwen aus polnischen, sächsischen, schlesischen und tschechoslowakischen Teichgebieten an die Nordsee, aber auch an die Adria wandern. Die Lachmöwen der Ostseeländer, der nördlichen Sowjetunion und Finnlands dagegen, ziehen an den Bodensee, an die Donau, ans Schwarze Meer und ans Mittelmeer in die Winterquartiere. Die Populationen, d. h. die Bevölkerungen bestimmter Gebiete haben also ihre bestimmten Winterquartiere, die zum Teil räumlich weit auseinanderliegen und deren Fluglinien dorthin sich nicht selten überschneiden.

An ihren Winterquartieren halten sie aber beharrlich fest. Selbst mit einem Flugzeug von Berlin in die Schweiz verfrachtete Lachmöwen fanden sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit an ihrem angestammten Winterfutterplatz bei einer bestimmten Spreebrücke wieder ein.

Daß die Lachmöwen ihren deutschen Namen nicht von Lachen = Binnengewässern, sondern von der amerikanischen „Langhin Gull“ erhalten haben, sei noch der Vollständigkeit halber erwähnt.

Die große Lachmöwenkolonie auf dem Weideschlatt bei Brettorf — wir sagten es schon — besteht bereits seit vielen Jahren. Was die Tiere eigentlich veranlaßt haben mag, ausgerechnet dort eine Kolonie zu bilden, zu brüten und ihre Jungen aufzuziehen, diese Frage muß heute unbeantwortet bleiben. Man weiß es nämlich nicht. Aber ein Besuch dieser großen Möwenkolonie, ob zur Paarungs- oder Brutzeit, oder wenn die Altvögel ihren Jungen, die in den Nestern oder auf den Bulten im seichten Wasser dicht an dicht sitzen, Futter zutragen oder sie bei ihren ersten Flügen über die

umliegenden Felder und Wälder mit viel Geschrei und aufgeregten Flügelschlägen begleiten — ein Besuch dieses einzigartigen Möwenschlatts ist immer ein schönes und interessantes Erlebnis. Da zudem nur wenige Kilometer vom Möwenschlatt entfernt nahe der Straßenkreuzung an einem Waldrand in Klattenhof ein Denkmal aus Findlingssteinen an die Geschichte des „Hasen-Ahlers“ erinnert und sich zudem im nahen Kirchhatten auch noch eine größere Fischreiherkolonie befindet, ist eine Fahrt in die dortige Gegend in mehrfacher Hinsicht interessant und empfehlenswert.

Familie Blaumeise

VON JOSEF HURKAMP

Zu Beginn der Hörst, einem Ortsteil von Dinklage, bewirtschaftete ich hinter meinem Hause einen 2000 m² großen Garten. Derselbe liegt am Dinklager Mühlenbach, an der anderen Seite dieses Baches befindet sich eine größere mechanische Weberei. Im Garten selbst stehen mehrere Obstbäume, viel Beerenobst, sehr viele Ziersträucher, und um den Garten herum führt eine Weißdornhecke. In der Nachbarschaft befinden sich in aufgelockerter Weise einige Wohnhäuser mit Obst- und Gemüsegärten. An diese Gärten schließen sich Viehweiden und Ackerflächen an. In diesem meinem Garten hing ich im Februar dieses Jahres versuchshalber an einem Baumpfahl in 1 m Höhe von der Erde einen Meisenkasten auf. Als ich Anfang April zu den Frühjahrsarbeiten öfter in den Garten kam, bemerkte ich, daß ein Paar Blaumeisen sich im Nachbargarten herumtrieben. Das schwarzgeränderte Flugloch und einige am Flugloch sichtbare Reste von Nistmaterial zeigten auch, daß der Kasten befliegen war, und schließlich hatte ich auch die frohe Genugtuung, die Blaumeisen ein- und ausschlüpfen zu sehen. Von nun ab blieb jedesmal die Spannung, ob sie bleiben würden oder nicht. Inzwischen hatte ich auch mehrere Male in der Gegend des Kastens einen Kater beobachtet, und der Nachbar erzählte mir, er habe ihn schon auf dem Deckel des Kastens auf der Lauer gesehen. Ich befestigte zunächst auf dem Deckel dornige Zweige und überlegte weitere Schutzmaßnahmen. Eines Tages sagte mir der Nachbar aber, der Kater sei abhanden gekommen. Das war schließlich auch die beste Lösung. Tatsächlich habe ich ihn nachher nicht mehr gesehen.

Es trug sich nun oft zu, daß wir um den Kasten herum zu arbeiten hatten und daß Kinder in der Nähe des Kastens spielten, ja, daß ein vier Jahre altes Kind auf die Vögel aufmerksam wurde und sich unmittelbar vor das Flugloch stellte, das sich in der Höhe des Kopfes des Kindes befand. Aber die Meisen blieben ihrem Kasten treu. Der Bauzeit folgte die Brutzeit. Den genauen Tag des Ausschlüpfens der Jungen kann ich nicht angeben, da ich Anfang Mai acht Tage abwesend war. Als ich um den 10. Mai zurückkehrte, piepste es im Kasten. Als die Brut beringt werden sollte, stellte ich fest, daß der Kasten einen Herstellungsfehler hatte. Die Kästen sollen für die Reinigung oder zum Ausnehmen unerwünschter Spatzennester eine abnehmbare Seiten- oder Vorderwand haben. Zu dem Zweck wird in der

Regel das seitliche Brett in der Mitte durchsägt und die untere abnehmbare Hälfte mit Schrauben festgehalten. In diesem Falle war das Durchsägen des Brettes vergessen worden. Jetzt war guter Rat teuer. Am Abend des 27. Mai nahm ich den im Nachbarhause wohnenden tischlerisch begabten Handwerker mit, der mit einem Fuchsschwanz das Brett durchsägte. Und als ich dann das Brett abnahm und in den Kasten schaute, saß Mutter Blaumeise noch auf ihren Jungen. Sie traf auch jetzt keine Anstalten zum Fortfliegen. So nahm ich sie vom Nest und beringte sie (Nr. 9 048 247 der Vogelwarte Helgoland). Die Jungen schienen mir noch reichlich klein. Zählen konnte ich sie an dem Abend nicht mehr. Ich stellte aber fest, daß es eine große Zahl war. Ich setzte die Blaumeisenmutter wieder auf ihr Nest. Aber jetzt war ihre Geduld zu Ende. Sie sauste aus dem Flugloch heraus. Ich hatte am gleichen Abend auch bei der Beringung einer Zucht Kohlmeisen die Kohlmeisenmutter, die ebenfalls auf den Jungen sitzenblieb, mit beringt; der Unterschied war dort aber gewesen, daß wir nicht erst das Brett durchsägen mußten, sondern den Kasten einfach losschrauben konnten. Ich bin an diesem Abend doch mit einiger Unruhe zu Bett gegangen, denn obwohl mir die Anhänglichkeit der Meisen an ihre Brut bekannt war, schien es mir doch reichlich viel, was der Blaumeise zugemutet wurde, und die Verantwortung für das Zugrundegehen einer Meisenbrut zu tragen, war mir doch nicht leicht. Ehe ich am nächsten Morgen meinem Beruf nachging, habe ich mich bei den Kästen überzeugt, daß die Fütterung der Jungen wieder im vollen Gange war.

Die ungeheure Zahl grüner Raupen, deren Größe sich mit dem Alter der Jungen steigerte, wurde von den Nachbarn dankbar festgestellt. Der Kasten fand weitgehendes Interesse, denn wohl noch nie hatte jemand Gelegenheit gehabt, sich so über alle Einzelheiten der Fütterung zu unterrichten. Einige Tage später wurden die Jungen beringt. Ich zählte elf, als ich sie herausholte und auf einen Bogen Zeitungspapier setzte, wo sie wie große Maikäfer herumkrabbelten. Ich setzte sie so geordnet wie möglich wieder in den Kasten hinein. Es ließ sich aber nicht verhindern, daß sie etwas durcheinander kamen. Die Alten fütterten wieder, ohne sich länger im Kasten aufzuhalten. Ihnen schien nichts aufgefallen zu sein, sie schienen auch nichts geordnet zu haben. Nach einer Stunde kam einer der von mir geleiteten Naturschutz-Jugendgruppe zum Garten, um die Jungen zu fotografieren. Ich öffnete den Kasten abermals und fand die elf Jungen ausgerichtet wie beim Exerzieren, in ovaler Kreisform, neben- und hintereinander, Schnabel an Schnabel, die hinteren immer etwas die vorderen überragend. Sie mußten sich selbst wieder so geordnet haben.

Die Jungen wuchsen schnell heran. Sie äugten schließlich aus dem Flugloch heraus, und als ich am Morgen des 7. Juni wieder nachsah, hatten sie ihren Flug in die Welt angetreten. Das Nest machte auch jetzt noch einen reinlichen Eindruck, gewiß kein leichtes Kunststück für die kleinen Eltern. Es war im Gegensatz zu der sonstigen Übung fast nur mit Grashalmen gebaut und in der Nestmulde nur wenig mit Wolle ausgefüttert. Die Vögel hatten sich also, da ihnen in den Obstgärten und auch in der weiteren Umgebung Moos nicht zur Verfügung stand, den Verhältnissen angepaßt.

Heimische Vogelnamen

VON JOSEF HURKAMP

Als Bindeglied zwischen dem Menschen und den Geschöpfen der Natur spielen die Tier- und Pflanzennamen oft eine ausdrucksvolle Rolle. Die ursprünglichen volkstümlichen Bezeichnungen sind so naturgebunden wie die Tiere und Pflanzen selbst.

Ja, sie sind viel bezeichnender als die hochdeutschen Namen, die den ursprünglichen Ausdruck oft bis zur Sinnlosigkeit entstellen. So hat zum Beispiel der Name „Grasmücke“ weder mit „Gras“ noch mit „Mücke“ etwas zu tun. Vielmehr kommt der Name von dem althochdeutschen *graô*, mittelhochdeutsch *grâ*, das soviel wie „grau“ bedeutet. Die zweite Silbe „smücke“ ist das mittelhochdeutsche Wort „smiegen“, bedeutet „schmiegen“ oder „schlüpfen“ und ist vermutlich urverwandt mit altbulgarisch „smucati“ = „kriechen“ und litauisch „smukti“ = „gleiten“. Die Grasmücke heißt also eigentlich „Grauschmiege“ oder „Grauschlüpfer“. Es bedeutet sicher ein Stück Natur- und Heimatschutz, die bodenständigen Namen zu pflegen.

Wir bringen eine Auswahl von volkstümlichen Vogelnamen.

Hausrotschwanz — *Phoenicurus ochrurus gibraltariensis*
„Itkaetker“. (Der „ae“-Laut etwas tiefer als unser „e“, also zwischen „ä“ und „e“.) Der Name gibt in etwa den Lockton des Vogels wieder. Dieser besteht nämlich aus drei Silben: eine hohe längere und zwei tiefe kürzere (uit, tek tek).

Zaunkönig — *Troglodytes t. troglodytes*
„Nettelkönek“ = Nesselkönig. An seinem Lieblingsaufenthalte, den Hecken und Zäunen, stehen oft dichte Bestände von Nesseln. Kottjann (Kortjann) in'n Tünchen (Tuun = Zaun); Tuunkrüper. Kott — Kort = kleiner Vogel.

Misteldrossel — *Turdus v. viscivorus*
„Dubbelden Kranzvaogel“. Die Misteldrossel ist unsere größte einheimische Drossel, daher wohl der Name „doppelter Kramtsvogel“.

Singdrossel — *Turdus ph. philomelos*
„Kranzvaogel“ oder „Zipp“. „Zipp“ gibt den Namen dieses Kramtsvogels wieder.

Wacholderdrossel — *Turdus p. pilaris*
Turdus (lat.) = Drossel; *pilaris* von *pilus* = Haar (wurde früher mit Roßhaarschlingen gefangen). „Krammetsvaogel“ = Nahrung u. a. Wacholder-Krammetsbeeren. Zugvogel durch unsere Heimat im Oktober in großen Scharen. „Wintergriese“ = hellgrauer Kopf und Bürzel.

Weindrossel — *Turdus musicus*
„Striepogede“, also hochdeutsch „Streifgeäugte“ wegen des weißlichen Streifens über dem Auge.

Schwarzdrossel — *Turdus m. merula*
(„Swat)reuterger“. Mit dieser „schwarzrussigen“ Amsel ist das schmutzig grau-braune Schwarzdrosselweibchen gemeint.

Kohlmeise — *Parus m. major*

„Uemmenbicker“. Der Name „Immenpicker“ sagt der Meise nicht zu Unrecht nach, dem Imker im Winter zuweilen die Bienen wegzupicken. Auch Floericke teilt es mit und nennt den Vogel „Bienenmeise“ und „Immenmeise“. Brehm sagt von ihr: Sie geht an die Fluglöcher und pocht mit dem Schnabel an, wie man an eine Tür pocht. Es entsteht im Innern ein Summen, und bald kommen einzelne oder viele Einwohner heraus, um den Störenfried mit Stichen zu vertreiben. Dieser packt aber gleich den Verteidiger der Burg, welcher sich herauswagt, beim Kragen, fliegt mit ihm auf ein Ästchen, nimmt ihn zwischen die Füße, hackt ihm seinen Leib auf, frißt mit großer Lusternheit sein Fleisch, läßt den Panzer fallen und macht sich auf, um neue Beute zu suchen. Die Bienen haben sich indessen, durch die Kälte geschreckt, wieder in das Innere zurückgezogen. Es wird wieder angepocht, wieder eine beim Kragen genommen, und so geht es von Tag zu Tag, von früh bis spät fort.

Für alle Meisen: Mes(e), Meesk, Meesch, Pimpelmes(e) = zierlich

Weißer Bachstelze — *Motacilla a. alba*

„Landlöper“ = Landläufer. Die „Bach“-Stelze ist sicher genau so oft eine „Land“-Stelze und hat die Gewohnheit, hinter dem pflügenden Bauern über die Furchen zu laufen, um die Würmer aufzusuchen. Dieses Verhalten gibt auch ihr holländischer Name „Akkermannetje“ gleich „Ackermännchen“ wieder. Quèksteert = unruhiges Kerlchen. Auch Wippsteert (auch übertragen auf einen Menschen, der nicht ruhig sitzen und stehen kann).

Gelber Bachstelze — *Motacilla f. flava*

Den Namen „Kauhvaogel“ hat sie von ihrem Aufenthalt auf Viehweiden. Daher auch ihr hochdeutscher Name „Kuhstelze“, „Schafstelze“, „Viehstelze“.

Feldlerche — *Alauda a. arvensis*

„Läiweck“ stammt wohl von althochdeutsch „lerahha“, angelsächsisch „lawerce“. Die entsprechende englische Bezeichnung ist „lark“, die holländische „leeuwerik“.

Haubenlerche — *Galerida c. cristata*

„Topplüneck“ = „Schopflüning“. Die Gewohnheit, sich besonders im Winter in der Gesellschaft der Sperlinge umherzutreiben, hat dem Vogel diesen Namen eingetragen.

Goldammer — *Emberiza c. citrinella*

„Gälgösken“ = Gelbkehle wegen des schönen hellgelben Kinn- und Kehlfleckes. „Gösken“ ist dasselbe wie die mundartliche Bezeichnung „Gosche“ für „Maul“.

Star — *Sturnus v. vulgaris*

Lockton „psar“ oder „star“, daher der Name Star; auch „spre“, daher der Name Sprehe oder plattdeutsch „Spree“ oder „Spreie“. „Kessebêr'nvaogel“ (frißt gern Kirschen).

Hausperling — *Passer d. domestica*

„Lüneck“ = „Lüning“ hängt vielleicht zusammen mit angelsächsisch „hleonad“ = Dach“, „Fach“, „Wohnstätte“. Damit wurde die Anhänglichkeit des

Vogels an das Haus hervorgehoben. Auch die hochdeutsche Bezeichnung „Sperling“ besagt ursprünglich nichts anderes. „Sperling“ ist die Verkleinerungsform zu mittelhochdeutsch „spar“, althochdeutsch „sparo“, angelsächsisch „spearwa“, gotisch „sparwa“, englisch „sparrow“. Das Wort ist wohl urverwandt mit lateinisch „passer“, urlateinisch „spasser“, und bezeichnet den, der in den „Sparren“, „Dachbalken“, nistet.

Schwalben — Hirundinidae

„Swal(e)“, „Swaalk(e)“, „Swulk (Swaag)“, „Swölk(e)“.

Baumläufer — Certhiidae

„Barklöper“

Pirol — Oriolus o. oriolus

Er soll 68 volkstümliche Namen haben. „Pinkstvaogel“, kehrt zu Pfingsten aus dem Süden zurück; dgl. auch wohl „Vietsbohnenvaogel“, „Vikesbohnenvaogel“ (wenn die Vietzebohnen keimen); nach dem laut und klangschön flötenden „bülo bülo“ „Vogel Bülow“ oder „Hier sund rieke Lüe“. Auch Goldamsel, Kessebêr'ndeif (Kirschendieb).

Wiedehopf — Upupa e. epops

„Pupvaogel“. Die Leute meinen, der Name wolle mit seiner ersten Silbe dem Vogel sein schmutziges Nest zum Vorwurf machen; wahrscheinlicher ist wohl, daß sein eigenartiger Ruf nachgeahmt werden soll, so wie es ja auch seine lateinische Bezeichnung tut. Der hochdeutsche Name „Wiedehopf“ hat sich aus dem althochdeutschen „wituhopfo“ = „Waldhüpfer“ entwickelt. Althochdeutsch „witu“, angelsächsisch „wudu“, englisch „wood“ bedeutet „Holz“, „Wald“.

Krähe — Corvus c. corone (die größten Sperlingsvögel)

Von der rauh krächzenden Stimme „krah“ herleitend „Kreie“. Wat seggt de Kreie? Quark, quark; he weet daor sovel van, as de Kreie van'n Söndag; de Tiden weert ale Daoge slechter, sä de Kreie, do wurd de Galgen afbraoken.

Elster — Pica p. pica

„Heister“, „Hekster“, „Hekster“; heisterbunt. Althochdeutsch „agalastra“, mittelhochdeutsch „hegester“.

Eichelhäher — Garrulus gl. landarius

„Häger“

Großer Brachvogel — Numenius a. arquata

Nach seinem Vorkommen in Mooren und seiner flötenden Stimme „tlaüh“ oder „traüih“, von ferne klingend wie „djühd jüh“ oder dem Balztriller „wüi wün“ — „Tüte“, „Mauertüten“, „Güütvaogel“ (Sumpfvogel).

Der Name „Tüte(r)“ ist auch allgemein gebräuchlich für Strandläufer.

Für alle **Enten** — Anatidae ist der Name „Aont“ allgemein bekannt und gebräuchlich.

Graureiher — Ardea c. cinerea

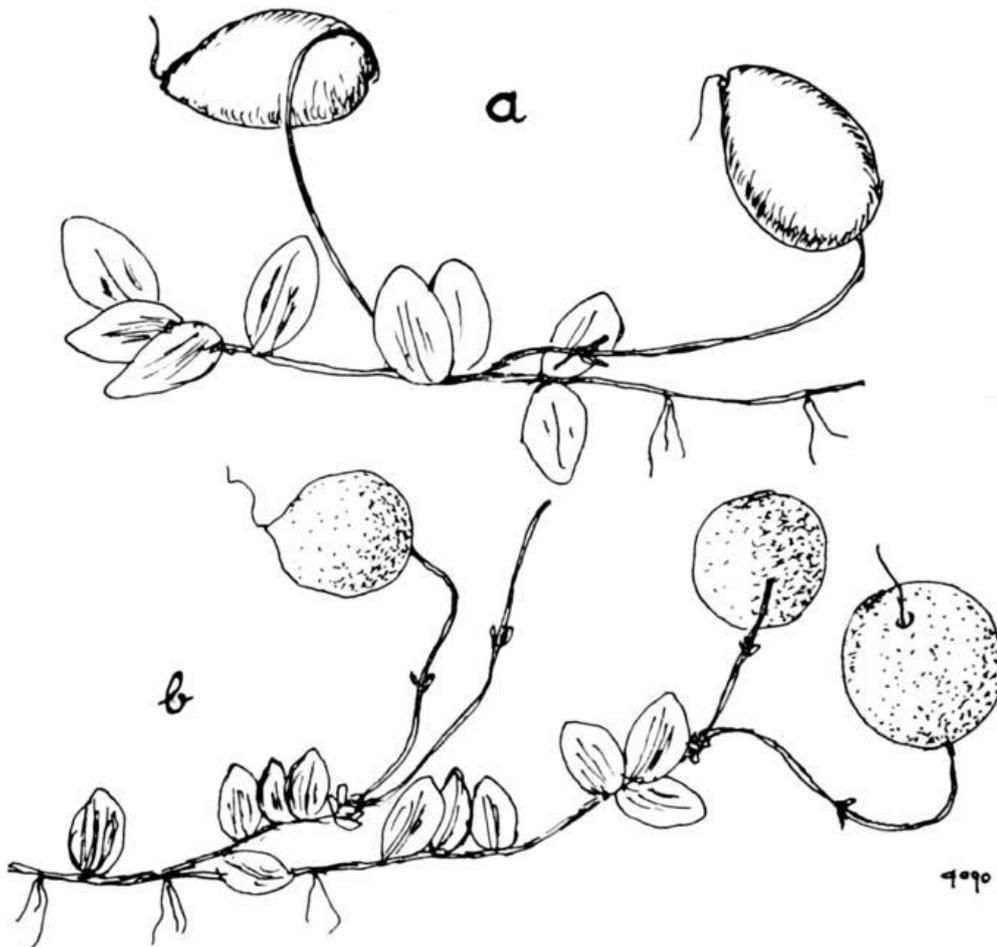
Nach seinem Verhalten bei den kolonieweise angelegten Horsten „Schittreger“, „Schittreiher“.

Moosbeere, Torfbeere, Bultbeere oder Kranichbeere

VON GREGOR MOHR

Ihre Stenglein sind nicht viel dicker als Nähfäden:

Falls man ein Auge für „Zwerge“ unserer Gesträuche hat, kann man sie im Südfelder Moor bei Damme auf Torfmoospolstern des nassen Moores entdecken, die Moos-, Torf-, Bult- oder Kranichbeere. Der Steckbrief dieser winzigkleinen Moorpflanze lautet: Stengel fadenförmig, nicht viel dicker als ein Nähfaden, Blätter ganzrandig, derb, wintergrün, unterseits blaugrün und bereift, Frucht grün bis tiefrot, Beeren größer als Krons- und Blaubeere, Blüten langgestielt, purpurrot.

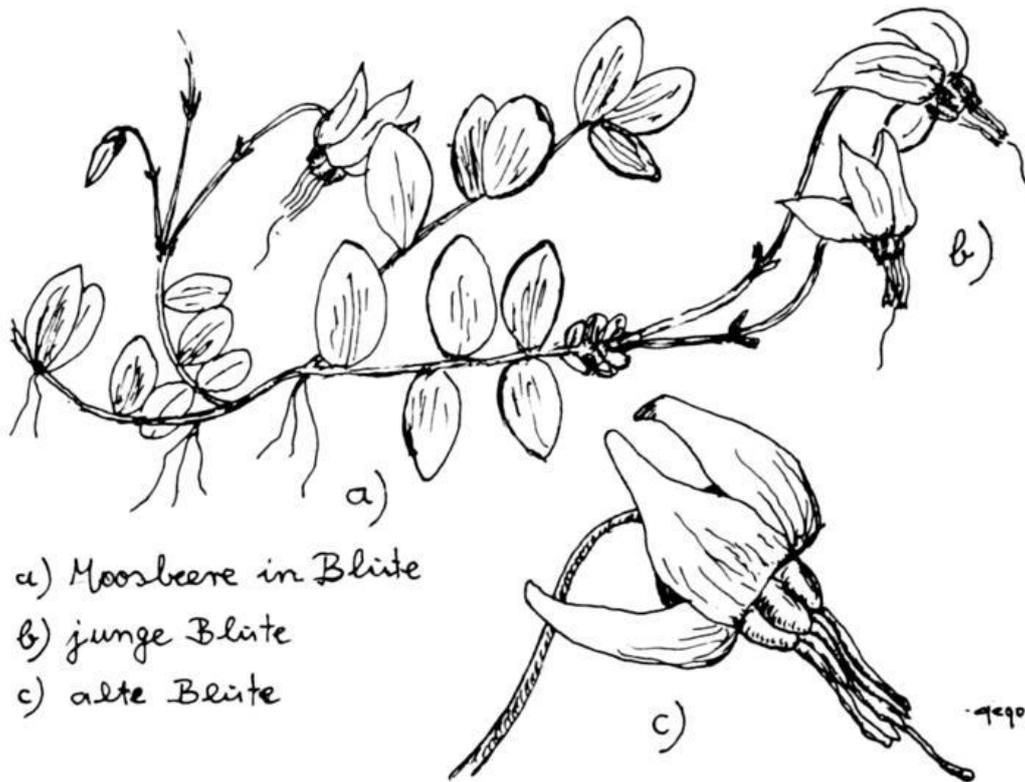


a) Birnfrüchtige Form
b) Apfelfrüchtige Form

Man muß sich eigentlich wundern, daß solche dünnen Stielchen soviel Nährstoffe den ziemlich großen Beeren zuführen können. Zu vielen liegen sie in der Reifezeit September/Okttober in dem sie umgebenden Torfmoos auf. Es macht wenig Mühe, sie schnell aufzulesen. Bezeichnend dafür das Wort meines kleinen Enkels, den ich mit ins Moor nahm: „Du, Opa, diese Beeren mag ich viel lieber suchen als Bickbeeren.“ Der Junge hatte recht, in weniger als einer halben Stunde sammelten wir beide eine ganze Tüte voll. Die Beere wird zuerst gelblich, dann hellrot und schließlich bräunlich bis karmesinrot. Sie ist sehr widerstandsfähig. — In dem Artnamen *oxy-coccus*, griechisch: *oxys* = sauer und *kokkos* = Beere, ist bereits der säuerliche Geschmack angedeutet. Strenge Winterkälte macht den Beeren nicht viel aus. Dann sind sie erst richtig schmackhaft und zum Einmachen geeignet. Man bereitete früher aus ihnen ein alkoholisches Getränk, den Kwas. Moosbeeren sind in einigen Gebirgsgegenden sogar ein Nahrungs- und Handelsartikel. In früheren Jahren wurden sie von Schulkindern aus Bauerschaften mit angrenzenden Moorgebieten, so aus Rüschen-dorf, Sierhausen, Borringhausen, Rottinghausen und Südfelde, im September/Okttober gern gesucht. Man hatte dann zur Winterszeit ein schmackhaftes Kompott zum Hasenbraten oder zum „Buchweizen-Janhinnerk“.

Die Blütezeit für unsere kleinsten Sträuchlein beginnt im Junimonat, wenn warmer Sonnenschein über der Moorlandschaft liegt. „Bald einzeln, bald in Gruppen von zwei bis vier kommen dann“, wie Dr. Karl Bertsch so treffend sagt, „aus den Zweigspitzen große, lebhaft rote Blütensternchen hervor. So dicht webt die ungemein gesellige Pflanze diese Sternchen ineinander, daß quadratmetergroße Flächen in tiefem, leuchtendem Rot erglühen. Und das sonst so düstere Hochmoor wird freundlich und lachend wie ein von Glück strahlendes, gerötetes Mädchengesicht.“ Zu diesen Blüten der kleinen Moosbeere, die so nett sich dem sehenden Auge darbieten, paßt so recht das schönste Kleid des Hochmoores, die liebliche blasse *Andromeda polifolia*, Sumpffrosmarin, die an gleicher Stelle des Südfelder Moores die Blicke des Naturfreundes auf sich lenkt. „Rosmarinheide zur Maienzeit blüht, Rosmarinheide erfreut das Gemüt.“ Erinnern darf ich bei diesem Beitrag zu den Zwergen der Pflanzenwelt einmal an eine Begegnung in Nähe der Thülsfelder Talsperre mit dem inzwischen verstorbenen großen Heimatfreund des Oldenburger Münsterlandes, Heimatpastor Franz Morthorst. Als wir dort wanderten, schauten, beobachteten, nahm er plötzlich sein Vergrößerungsglas aus der Tasche, nahm eine *Erica tetralix*, Glockenheidekraut, vom Boden auf, um mir alsdann alle Feinheiten dieser schönen Pflanze der Heidemoore aufzuzeigen: das rosenrote Blütenglöckchen in einer kopfigen Dolde am Ende des Stengels, die kurzen filzigen Stielchen, die sich so biegen, daß die Blümchen mehr oder minder nach unten gerichtet sind, die Krone, die ein breites Glöcklein bildet, der im Blütengrund sitzende Fruchtknoten mit der schwärzlichen Honigdrüse und weitere Einzelheiten dieser kleinen Köstlichkeit mehr. — Wer Franz Morthorst und seine Liebe zur Heimat und zur Gottesnatur kannte, wer vielleicht auch einmal eine Stunde draußen mit ihm erlebte, wird verstehen, daß ich mit einem großen Gewinn aus dieser „Pflanzenexkursion“ heimkehrte. —





a) Moorbeere in Blüte
 b) junge Blüte
 c) alte Blüte

Die Moosbeeren zeigen eine auffallende Mannigfaltigkeit. Es gibt kleinfrüchtige Formen, Durchmesser etwa 4 bis 5 mm, und größere von 10 bis 15 mm. Als mein kleiner Enkel Christoph und ich die kugeligen Moosbeeren aus dem sie umgebenden Torfmoos auflasen und bald eine ganze Menge beisammen hatten, da meinte mein kleiner Naturfreund: „Du, Opa, wenn die Moosbeeren so dicht an dicht in den Moospolstern liegen, dann sieht das aus wie ein bunter Geburtstagstisch für Zwerge und Mooswichte.“

Zu der Familie der Heidelbeer-Verwandten gehören *Vaccinium vitis idaea* oder Preisel-, Kronsbeere, mundartlich auch Tütjebäär, Kröskes oder Strickbäärn genannt. Wir ernten Sommerkronsbeeren und Herbstkronsbeeren. Es folgt die Heidelbeere, Bickbeere oder Blaubeere, *Vaccinium myrtillus* oder Dröppelkes, Biggebitten. Die Moorbeere, Rausch- oder Trunkelbeere oder Rummelbäär, Fundorte Vechtaer Moor, Schweger Moor, Stemweder Berge, hat den schönen Namen *Vaccinium uliginosum*. „Die Trunkel- oder Rauschbeere sollte“, so sagt das Pflanzenbestimmungsbuch von Wilhelm Meyer, „giftig sein und trunken machen, aber ein Versuch von Prof. Tüxen im Warmbüchener Moor bei Hannover mit 20 Pflanzenbiologen ergab nichts Derartiges.“

Wie mit Schneeflocken überrieselt

Weißer Blument Teppich des Wasserhahnenfußes

VON GREGOR MOHR

Ein schönes Bild voller Leuchtkraft bietet sich im Juni und Juli dem naturfrohen Moorwanderer, wenn er in den nicht zu stark fließenden, mehr ruhigen, geschützten Gräben und Wasserzügen im Raume Schwegermoor, an der Dämmer-Südseite, kurz vor Hüde und in den Grenzgräben um Südfelde eine weißleuchtende Blütenfülle des Wasserhahnenfußes entdeckt. Es handelt sich um den *Ranunculus aquatilis*, der oft über 50 bis 100 Meter hin einen geradezu geschlossenen Blument Teppich bildet. Der Wasserhahnenfuß horstet manchmal so dicht, falls man ihn gewähren läßt, daß der Wasserabzug mehr oder minder vollständig behindert wird.

Die verschiedenen Wasserhahnenfüße oder Froschkrauter, oft als Gattung *Batrachium* von *Ranunculus* getrennt, das efeu blättrige Froschkraut, das reinweiße Froschkraut, das spreizende und das flutende Froschkraut sind sehr lehrreich in bezug auf die Umgestaltung ihrer Blätter durch Bedingungen des Wassers.

Welche Lebenskraft muß in diesen Pflanzen stecken, daß sie, zu einer Gemeinschaft von vielen ihresgleichen zusammengefügt, es vermögen, ihre stumpfkantigen, dünnen und hohlen Stengel und die kleinen, nierenförmig geformten Schwimmblätter in und über dem Wasser auszubreiten und zu verzweigen. Die Stengel sind außerdem noch mit fein zerteilten Wasserblättern besetzt. Sie fallen pinselartig zusammen, wenn man sie aus dem Wasser hebt. Wenn man vor der Blütenfülle eines Blument Teppichs steht, sind die beiden Blattformen gut zu sehen. Nett und bezeichnend sind auch die Namen, die der Volksmund für diese Pflanze fand: Waateroogenblome, Jäkelkruud oder Jökelkruud.

Im Wasser losgerissene Zweige der Pflanze bewurzeln sich an den Stengelknoten und wachsen dann zu neuen Pflanzen heran.

An manchen Stellen des Uferandes schwappt der Boden bedenklich unter den Füßen. Dann steht der einsame Moorwanderer oftmals inmitten einer Verlandungszone. Die abgestorbenen Pflanzenteile der Uferflora lassen den Uferboden höher werden, der Röhrichtgürtel schiebt sich langsam vor. Hat der torfige Grund ein wenig Festigkeit bekommen, können sich Erlen, Weiden und Birken ansiedeln, ein Bild, das sich an den „Torfpütten“ oft beobachten läßt. Da ist dann auch bald die *Caltha palustris*, die Sumpfdotterblume oder graute Botterbloom, Kohbloom oder dicke Buurnfru und das schmalblättrige Wollgras, vom Volke Wullgras, Plüsters oder Püskes genannt, zu sehen. Als Kinder pflückten wir das Wollgras gern zu einem großen Strauß. Zuhause „ernteten“ wir damit nicht viel Freude, nun, weil wir die Füße dann meistens „klitschenaß van dei Moorpüttens harn“.



Wenn man Glück hat, findet man als Charakterpflanze der Torfmoore und -sümpfe den Sumpfrachenwurz (*Calla palustris*), eine heute seltene Pflanze, die dem Landvolke früher wohl irgendwie besonders auffiel. Man nannte sie wille *Calla*, besser noch *Swinsohren*, *Pärohren* oder *Snokenwuddel*. Die nahe Verwandtschaft mit dem Aronstab ist sofort zu erkennen. Sie gehört auch zu der Familie der Arongewächse, zu der auch der Kalmus (*Acorus calamus*) *Karmswuddel* und der Aronstab (*Arum maculatum*), die Kesselfallenblume für kleine Mücken, die eine Zeitlang beherbergt werden, zu zählen sind.

Es ist einige Jahre her, da entdeckten Heimatfreund Franz Enneking und ich auf einer Wanderung durchs Hüder Moor in einem feuchten Moorgraben eine große geschlossene Ansammlung des Sumpfrachenwurz. Sie war, fast verdeckt durch Sträucherwuchs, vor zu greller Sonneneinstrahlung geschützt, abgesehen davon, daß die schönen *Swinsohren* so auch nicht zu sehr dem Vorübergehenden „ins Auge“ fielen. Der grüngelbe, langgestielte Blütenkolben der blühenden *Calla* trägt wie der Aronstab ein großes Hüllblatt, das mit seiner reinweißen Innenseite als Blickfang für Insekten dient. Da es annähernd waagrecht gestellt ist, ist die grüne Außenseite dem Boden zugewandt. Der Blütenkolben duftet in menschlicher Nase nicht gerade angenehm. Aasfliegen und andere Insekten finden diesen Duft jedoch besonders schön, die Pflanzenbiologen nennen die Sumpfcalla eine „echte Ekelblume“. Nicht nur Fliegen, auch Aaskäfer werden angelockt. Sie beschmieren sich an der Kolbenspitze mit reichlich Pollen und kommen beim Weiterflug an die Narben anderer *Callas*. Nach vollzogener Bestäubung reifen die Fruchtknoten zu scharlachroten Beeren heran. Beeren und Samen sind schwimmfähig, sie verbreiten sich durch die Wasserströmung. Vögel verzehren die Früchte. In allen Organen, besonders in den korallenroten Beeren und im Wurzelstock, ist ein giftiger Scharfstoff, der früher als Mittel gegen Schlangenbiß galt. Trotzdem sollen die Wurzelstöcke, reich an Stärkemehl, in Rußland und Skandinavien nach Trocknung und Erhitzung im Backprozeß zu Brot verbacken worden sein.

Alle Blumenfreunde werden sich darüber freuen, daß unsere nähere Heimat unter seinem Schatz selten werdender Pflanzen in der Wasserfeder (*Hottonia palustris* = von Linné nach dem Botaniker Hotton benannt) und im Bitter- oder Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*) Kostbarkeiten besitzt, über die andere Räume nicht mehr oder kaum mehr verfügen. Sind schon die rötlich-weißen Blüten mit dem gelben Ring im Schlund der Wasserfeder oder Sumpfprimel, die aus den Gräben hervorleuchten, von dem Natur- und Pflanzenfreund kaum zu übersehen, so stellt der Bitter- oder Fieberklee, mundartlich *Drieblatt*, *Nettel* oder *wilde Baunen* genannt, mit seiner Traube rötlich-weißer Blüten und den großen dreizähligen Blättern eines der hübschesten Kinder Floras dar, das zu den seltenen Enziangewächsen gehört. Wenn man diesem Kleinod in der Verlandungszone begegnet, so möge man noch einmal eine Blüte im Vergrößerungsglas beschauen. Sie erscheint einem dann als eine ganz feine „Filigranarbeit“ eines großen Mei-



Calla palustris, aufgenommen am Sager Moor.

Foto Walter Deeken

sters, der sein Handwerk bis auf die letzte Kleinheit beherrscht und versteht. Der Name Fieber- oder Bieberklee ist nach alten Quellen von Fiber, Biber abgeleitet. Als Heilkraut gegen Fieber und für den Magen ist in den alten Pflanzenbüchern angegeben, die Blätter während der Blütezeit zu sammeln. Zu finden ist Fieberklee in der Verlandungszone der Ufer, auf Sumpfwiesen, in Niederungs- und Hochmooren. Für die Gemeinde Damme möchte ich als Fundorte u. a. feuchte Wiesen an der Dümmer-Westseite, kurz vor dem Hüder Dobben und die Bexaddeniederung in Nähe des Hofes Rake angeben.

Farne im Kreise Vechta

Arten und Verbreitung

VON FRANZ RUHOLL

Jeder Naturliebhaber freut sich über die zarten Gebilde der Farne, die an Wällen, an Wegen und in Wäldern ihre schön gefiederten Wedel emporstrecken. Sie beleben die Landschaft angenehm und gereichen ihr nicht minder zur Zier als die farnefrohen Blumen.

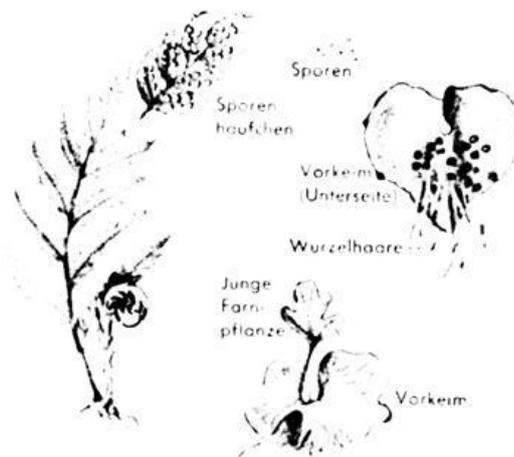
Unsere Farne sind nur Zwerge im Vergleich zu ihren Verwandten der Urzeit. Es gab vor 310 bis 240 Millionen Jahren eine geologische Periode unseres Planeten, in der die Farne die Herrschaft unter den Pflanzen ausübten. Über dem Festland lag eine tropisch warme Atmosphäre. Das war

die hohe Zeit der Farne. In einer späteren Zeitperiode senkte sich das Festland, und die gewaltigen Torfmoore, die sich gebildet hatten, wurden vom Wasser überflutet. Schlamm und Kies lagerten sich ab. Der Druck der immer dicker werdenden Schichten wurde so unermesslich stark, daß sich im Laufe von mehreren hundert Millionen Jahren die unter ihnen lagernden Farnmoore in steinharte Kohle umwandelten. Die riesige Menge der Farne und ihre üppige Entfaltung beweisen die zahlreichen gefundenen Abdrücke in den Kohlenflözen, die der Bergmann als Urkunden vergangener Zeiten ans Tageslicht bringt.

Die eigenartige Fortpflanzung

Die Fortpflanzung der Farnkräuter hat von jeher die Bewunderung der Menschen erregt. Farne treiben nämlich keine Blüten und bilden keine Samen, sie vermehren sich durch Sporen. In den vielen Jahrmillionen, die seit dem Erdaltertum vergingen, blieben unsere Farne auf der Stufe der Entwicklung stehen, die ihre Ahnen in den Steinkohlenwäldern erreichten. Der Weg, den die Blütenpflanzen beschritten, blieb ihnen verbaut. Die Farne blieben, was sie waren, Gewächse, die sich durch Sporen fortbilden. Sporen sind ungeschlechtliche Keimzellen. Unter den Fiederchen, und zwar am Saume, finden wir kleine Kapseln, in denen diese Sporen, die Vermehrungszellen, liegen. Bei der Reife fliegen sie mit dem Winde davon und fallen irgendwo zu Boden. Dann entwickeln sich im Herbst kleine, nierenförmige Blättchen (Prothallien). Ein solches Blättchen bildet auf der Unterseite männliche und weibliche Geschlechtszellen aus. Die männlichen Zellen, die Samenzellen, bewegen sich schwimmend auf die Eizellen zu und vereinigen sich mit ihnen: Die Befruchtung. Diese kann daher nur bei nassem Wetter geschehen. Aus den befruchteten Eizellen wachsen die Wedel, die dann wieder Sporen tragen.

Im folgenden möchte ich eine kurze Beschreibung der Arten der Farne geben. Die Fundorte habe ich zum großen Teil der Pflanzenkartei des Kreises Vechta entnommen, die von Dr. Klöveborn, Lehrer Wagner und mir



Die eigenartige Vermehrung der Farne

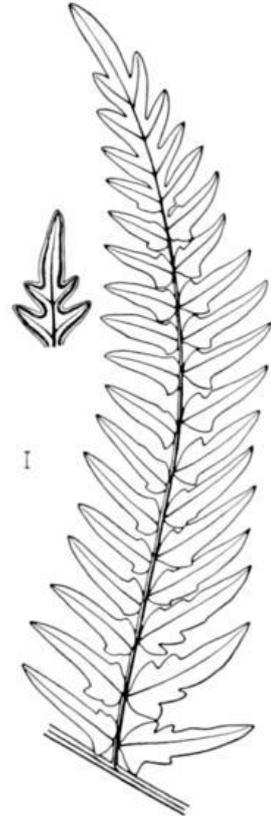
Farne sind blütenlose Sporenpflanzen. Sie vermehren sich nicht durch Samen, sondern durch Sporen. Aus der Spore entsteht aber nicht gleich eine neue Farnpflanze, sondern zunächst ein linsen-, höchstens pfenniggroßer Vorkeim. Erst aus dem Vorkeim wächst eine neue Farnpflanze heraus.

zusammengestellt wurde. Die Kartei erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es können sicherlich noch mehr Fundorte entdeckt werden.

In unserm Kreise Vechta sind bislang 16 Farnarten gefunden: Adlerfarn, Sumpffarn, Bergfarn, Wurmfarn, Dornfarn, Kammfarn, Eichenfarn, Buchenfarn, Frauenfarn, Rippenfarn, Tüpfelfarn, Königsfarn, Mauerraute, Natternzunge, Mondraute, Haarstreifenfarn.



Adlerfarn



Der Adlerfarn

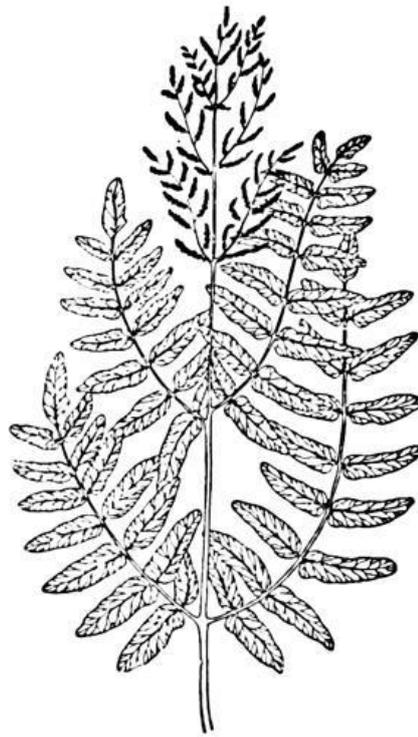
Unser stattlichster Vertreter der Farne, 1,50 m hoch, ist der Adlerfarn. Er ist in unserm Kreis weit verbreitet und bedeckt oft große Flächen. Der Wurzelstock kriecht waagrecht im Boden und verzweigt sich. So kann es nicht wundernehmen, daß er weite Flächen beherrscht. Schneckenhausähnlich zusammengerollt treibt die Blattspreite aus dem Boden und entfaltet sich zur ganzen Schönheit. Schneidet man den Wedel ab, erblickt man auf der Querschnittsfläche des Stieles eine dem Doppeladler ähnliche Figur, daher der Name Adlerfarn. Große, mit diesem Farn bedeckte Flächen findet man bei den Visbeker Mühlen, in Goldenstedt im Huntetal, bei der Burg Dinklage, in den Dammer Bergen und im Herrenholz.

Der Königsfarn

Der Königsfarn erhielt seinen Namen wegen seines stattlichen Aussehens. Er erreicht eine Höhe von 1,50 m. Seine Wedel bilden einen unregelmäßigen Trichter, so daß sich in der Höhlung Wasser ansammeln kann. Er zeigt fruchtbare und unfruchtbare Wedel, die sich dadurch unterscheiden, daß die



Natternzunge



Königsfarn

fruchtbaren an der Spitze Sporengefäße ausbilden. Der Königsfarn wächst an feuchten Wällen, am Rande von Gehölzen, auch auf moorigem Boden. Jetzt ist der prächtige Farn bei uns selten geworden. Infolge der nicht mehr aufzuhaltenden Kultivierung wird er über kurz oder lang ausgestorben sein. In der Gemeinde Lohne kann man noch etwa 20 Plätze nachweisen, die aber auch nach und nach verschwinden. Der größte Bestand liegt in Lohne, Bokern an einem Wall zwischen Wulfings Moor und Lübber Kalwerheide. Dort zählte ich etwa 80 Exemplare. In Goldenstedt wächst er an zwei Stellen: am Tiefen Weg und im Huntetal bei Varesch.

Der Wurm farn

Der Wurm farn erreicht eine Höhe von 1 m. Der Blattstiel ist nur kurz und mit Spreuschuppen dicht besetzt. Der Wedel ist doppelt gefiedert. Die Fiederchen sind ganzrandig und stets ohne Stachelspitze. Durchschneidet man den Stiel, so sieht man 6 bis 8 im Kreis angeordnete dunkelgrüne Gefäßbündel. Als Standort liebt er leichte, mäßig feuchte Wälder, Wälle und Wegstreifen. Er galt schon bei dem berühmten Arzt Paracelsus († 1541) als eines der zuverlässigsten Mittel gegen den Bandwurm. Das hat ihm den Namen eingetragen.

In unserm Gebiet ist er nicht häufig anzutreffen, z. B. fehlt er im Herrenholz, wo doch fast alle Farne vertreten sind, ganz. In Visbek, Goldenstedt erblickt man ihn häufiger. In Lohne und im südlichen Teil des Kreises nimmt er an Zahl zu. In meinen Aufzeichnungen finde ich für 1960 notiert: auffallend viel in Märschendorf, Bahlen und Brockdorf.

Der Dornfarn

Der Dornfarn ist unser häufigster Großfarn. Die unteren Fieder haben ungleiche Hälften und sind so lang, daß der Wedel mehr oder weniger dreieckig erscheint. Die Stachelspitzen der Blattsöhne sind ein wichtiges Erkennungsmerkmal. Von diesen Stachelspitzen hat er seinen Namen. Zwei Unterarten treten bei uns auf. Die eine Art trägt große Wedel. Sie hängen schlaff, oft bogig herunter. Bei der zweiten Art ist der Wedel steif, von hellgrüner bis gelber Farbe, am Grunde doppelt gefiedert. Den Dornfarn finden wir in allen Gebüsch, an Wällen und Gräben, häufig im Moor.

Der Kammfarn

Der Kammfarn hat bei uns Seltenheitswert. Der Wedel erreicht eine Höhe von 1,20 m, ist sehr schmal und steht straff aufrecht. Viele Fieder machen eine Vierteldrehung mit der Rückseite nach oben, quer zur Blattspindel. Sie erscheinen kammähnlich, daher der Name. Der Farn liebt sumpftartige Gebiete und Moore. Bei uns ist er meines Wissens nur an der Aue bei Engelmansbäke gefunden worden, dort aber in reiner Form.

Der Bergfarn

Der Bergfarn erreicht eine Höhe von 0,80 m. Die Spreite ist doppelt gefiedert. In der Mitte sind die Fieder am häufigsten. Sie nehmen nach unten an Länge ab. Die unteren sind sehr kurz, dreieckig und gegenständig. Er liebt kalkarme, mäßig feuchte Waldböden. Im Kreise Vechta gedeiht er hauptsächlich im Herrenholz. Einzelne Exemplare fanden sich in Schemde bei Steinfeld und am Bach in Neuenwalde bei Neuenkirchen. Wegen seiner Ähnlichkeit mit anderen Farnen wird er sicher manchmal nicht als Bergfarn erkannt.

Der Frauenfarn

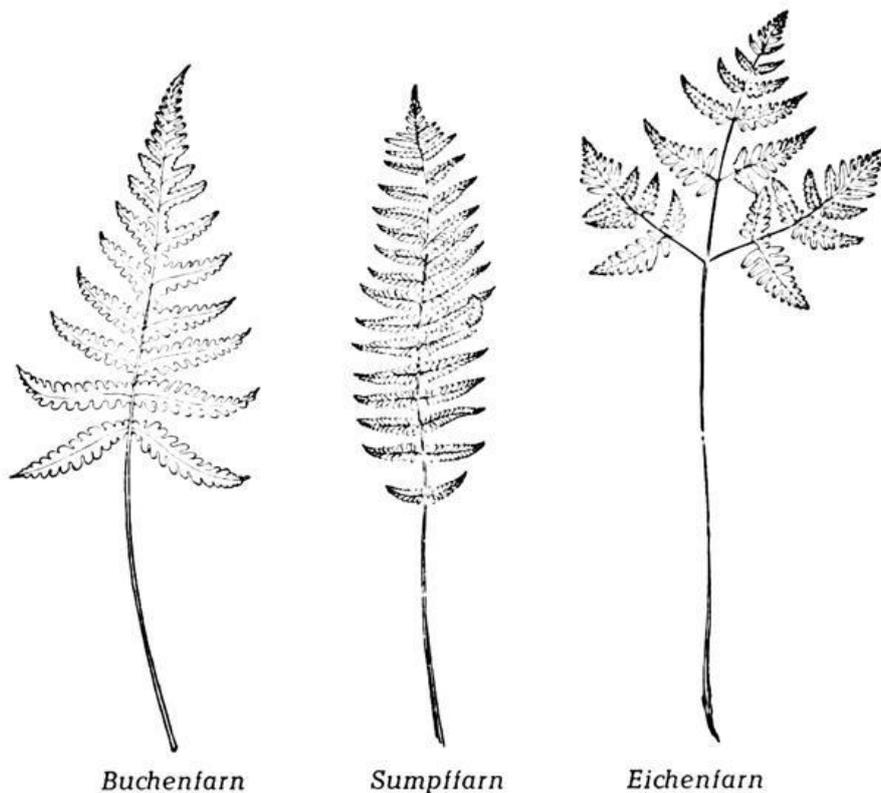
Dort, wo der Boden sauer ist, in schattigen Laub- und Nadelwäldern, an feuchten Gräben und Wällen wächst der Frauenfarn. Seinen Namen trägt er wegen des zarten Laubwerkes. Die Wedel sind doppelt gefiedert, zart, hellgrün und beiderseitig verschmälert, die Fiederchen lang und schmal. Der Blattstiel führt nur zwei bandförmige Gefäßbündel. Der Frauenfarn ist leicht an dem unteren herabhängenden Fiederpaar zu erkennen, das nicht gegenständig ist. Er ist im Kreise häufig anzutreffen.

Der Sumpffarn

Der Sumpffarn zeigt langgestielte Wedel ohne Spreuschuppen von hellgrüner Farbe. Die Fiederchen sind ohne Zähne, länglich und spitz, die fruchtbaren am Rande zurückgerollt. Nur vier Fiederchen tragen Sporenhäufchen. Der Sumpffarn bewohnt torfige, sumpfige Wiesen, auch Bruchwälder. Bei uns findet man ihn selten. Fundorte sind bei uns: Stüvenmühle, Hubbermannsmühle, Vechtaer Moor und Neuenkirchen.

Der Tüpfelfarn

Der Tüpfelfarn hat seinen Namen von den vielen Sporenhäufchen auf der Unterseite der Blätter, die wie Tüpfel aussehen. In einigen Gemeinden wird er Engelsüß genannt. Den Wurzelstock sollen Engel vom Himmel als Mittel gegen Gicht und Leberleiden auf die Erde gebracht haben. Der „Kräuter-vater“ Künzler und auch Paracelsus verordnen diesen Farn gegen Gicht und Halsleiden.



Buchenfarn

Sumpffarn

Eichenfarn

Die Wedel sind gestielt, derb und tief fiederspaltig und locker angeordnet. Jeder Wurzelstock trägt nur einen Wedel. Bei uns wächst er häufig an trockenen Wällen, auf Baumstümpfen, in Hecken. Gelegentlich wohnt er sogar in Astgabeln.

Der Eichenfarn

Der Eichenfarn hat einen dreieckigen Wedel, der sich fast waagrecht ausbreitet. Er sieht aus, als bestünde er aus drei fast gleichgroßen Wedeln, als wäre er ein Adlerfarnblatt im Kleinen. Der lange Wedelstiel glänzt schwarz und fühlt sich drahtig an. Bei uns kommt der Eichenfarn vor bei den Visbeker Mühlen (nach Hillen), an wenigen Stellen im Herrenholz und in wenigen Exemplaren auf der Burg Dinklage.

Der Buchenfarn

Noch seltener wächst bei uns der Buchenfarn. Die Blattspreite hat eine im ganzen dreieckige Form. Das gegenständige untere Fiederblatt hängt schwalbenschwanzähnlich nach unten. Er wurde bei uns nur im Herrenholz an wenigen Plätzen gefunden.

Der Rippenfarn

Der Rippenfarn kommt bei uns nicht häufig vor. Er liebt feuchte Grabenränder und schattige humusreiche Wälder. Seine einfach fiederteiligen Wedel mit braunen Stielen bestehen aus zwei Arten, den fruchtbaren und unfruchtbaren. Die unfruchtbaren liegen flach am Boden, die fruchtbaren stehen straff aufrecht und können bis 60 cm lang werden, sind lederartig und viel ärmer gefiedert als die unfruchtbaren. Der Rippenfarn hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Tüpfelfarn, aber leicht durch die dichtstehenden Rippen davon zu unterscheiden. Er tritt häufig und truppweise im



Buchenfarn



Herrenholz auf. Im übrigen ist er im Kreis sehr zerstreut. Andere Fundorte sind: Stüvenmühle, Hubbermannsmühle, Goldenstedt/Tange, Hopen, Dammer Berge, Bokern und Burg Dinklage. Viele andere Fundorte sind in jüngster Zeit verschwunden.

Die Mauerraute

Die Blattfläche der Mauerraute ist meist dreieckig, von graugrüner Farbe, die im Winter in braunrot übergeht. Die Endfieder gleichen einer Raute mit keilförmigem Grunde. Dieser höchstens 15 cm lange zierliche Farn bewohnt bei uns Mörtelfugen an alten Mauern, besonders auch an alten



Rippenfarn



Kirchen. Man sieht die Mauerraute nicht häufig. Sie ist zu finden in Vechta an einigen Mauern und an der Klosterkirche, an der Kirche in Oythe, an der Kirchhofsmauer in Goldenstedt, an der Lohner Friedhofsmauer (dort besonders schön), auf dem Gut Hopen, auf der Burg Dinklage und auf dem Gut Ihorst.

Der Haarstreifenfarn

Der Haarstreifenfarn wuchs im Kreise Vechta nur an einer Stelle, und zwar an der Gräftebrücke des Gutes Ihorst. Durch Erneuerungsarbeiten ist dieser einzige Standort vernichtet, der Farn ist hier leider nicht mehr zu finden. Der uns am nächsten gelegene Standort ist die Kirchhofsmauer in Cappeln.

Die Mondraute

Das Aussehen der gemeinen Mondraute ist aus der Zeichnung zu ersehen. Am 10. 6. 1954 machte der Ausschuß für Natur- und Heimatkunde im Heimatbund für Südoldenburg einen botanischen Gang von der Bundesstraße nach Ahlhorn zur Kokenmühle. Da glückte es Dr. Klövekorn, an der Nordseite der Forstwiese einen seltenen Fund zu machen: Die Mondraute. Sie war im Kreise Vechta noch nicht entdeckt worden. Über 50 Exemplare wurden gefunden. Auch in den folgenden Jahren war sie zu sehen, aber jedesmal weniger. Dann blieb sie ganz aus. Anfang Juli 1969 fand ich sie wieder. Zur Ökologie: Feuchte, kalkarme Wiesenränder, grasige Triften, oft an der Nordseite.

Die Natternzunge

Die Natternzunge trägt nur ein Laubblatt von länglicher Eiform und ist netzartig geädert. Am Grunde entspringt die sporentragende Ähre, die entfernte Ähnlichkeit mit einer Natter hat. Das hat ihr den Namen eingetragen. Der Farn ist bei seiner Länge von 10 cm im dichten Gras schwer zu finden. Er wird deshalb leicht übersehen. Im Kreise Vechta wurde er bisher nur auf einer Forstwiese in der Nähe von Kokenmühle (Visbek) entdeckt, ferner bei den anderen Mühlen, an der Tanger Bäke, am Hof Tanger in Goldenstedt, auf einer Lehmwiese bei Dinklage und auf der Orchideenwiese an der Straße Dinklage-Marschendorf.

Beim fleißigen Botanisieren würden sicher noch andere Fundorte entdeckt werden.

Über unsere Farnpflanzen verbreitete sich — wie nicht anders zu erwarten war — ein reicher Zyklus von Sagen und Märchen. Die Farne, diese Geheimblüher, die weder Blüten noch sichtbaren Samen hervorbringen und sich trotzdem vermehren, regten die Phantasie des Volkes an. Wie Paracelsus und Bock berichten, ist es äußerst schwierig, Farnsamen zu erlangen. Nur in der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr reißt er plötzlich mit ungeheurer Gewalt. Metallbehälter, die zum Sammeln benutzt wurden, zersprangen. Der Samen kann nur mit einem schwarzen Bocksiel eingetangen werden. Aber wunderbare Kräfte werden dem Besitzer zugeschrieben, nämlich unverwüsthche Jugend und Arbeitskraft von 20 Männern. Der Geldbeutel geht ihm trotz aller Ausgaben nie aus, überhaupt ist der Teufel bei allen möglichen Dingen behilflich.

Bauer Johann Tanger aus Rüssen in der Nähe von Goldenstedt erzählte mir eine Sage, die er dort von alten Leuten gehört hat. Der Großknecht hatte sich Farnsamen verschafft. Er sei nachts vierspännig in vollem Galopp mit dem Erntewagen ins Haus über die Diele auf den Boden gefahren, weil sich niemand zum Abladen bereitfand. Auf dem Boden warf er die Gaben ab. Der entsetzte Bauer kam hinzu, war aber so klug, kein Wort zu sagen, sonst wären Pferde, Wagen und Fuhrknecht hinabgestürzt.

Die Lebensgemeinschaft einer Mauer

VON JOSEF HURKAMP

Eine Landschaft bekommt ihr typisches Gepräge von der Bodenform und der Pflanzenwelt, die sich nach der vorherrschenden geologischen Formation richtet. Aber auch kleinere Stücke der Landschaft haben ihre charakteristische Flora. Lebensgemeinschaften sind die Wälder, die Wiesen und Getreidefelder, sogar Schutthaufen und Mauern. Es sind immer wieder dieselben Pflanzen, die man an ähnlichen Orten vergesellschaftet findet. Das hängt weitgehend von der Bodenbeschaffenheit ab. Welche Lebensbedingungen hat nun die Flora der Mauer? Nur wenig Raum steht für die Wurzeln zur Verfügung, es ist der Platz zwischen zwei Steinen im Mörtel. Die Erde in diesen Mauerspalten besteht vor allem aus Kalk und Sand und dem Staub, der hinzugeweht wurde und liegen blieb. Viel Feuchtigkeit dürfen die Pflanzen nicht verlangen, daher haben alle mehr oder weniger Schutzvorrichtungen, um ihren Wassergehalt möglichst spärlich abzugeben, eine starke Behaarung, eine feste Haut mit möglichst wenig Poren usw. So liegen die Verhältnisse an den Seiten der Mauer. Der Mauerkopf bietet meist schon günstigere Lebensbedingungen. Oft hat sich dort eine ziemlich dicke Erdschicht angesammelt, die auch anspruchsvolleren Pflanzen Raum gewährt. Die Feuchtigkeit ist auch meist größer, da der Regen eher eindringen kann. Daher nähert sich die Flora hier schon eher der des Schutthaufens. Meine Beobachtungen stützen sich vor allem auf die Flora, die sich an den alten, gut erhaltenen Mauern der Burgen in Dinklage, Hopen und Ihorst und den Kirchhofsmauern in Lindern und Cappeln breit macht.

Abgesehen von Flechten und Moosen verschiedenster Art siedeln sich in den Mauerlöchern oft in großer Menge *Haar-Streifenfarn* (*Asplenium trichomanes*) und *Mauerraute* (*Asplenium ruta muraria*) an, die einige Mauerseiten ganz mit ihrem Grün überziehen. Sie bevorzugen Mauern, die etwas feucht sind, und verschmähen in solchem Fall selbst schattige Stellen nicht. Zwischen mancherlei Gräsern entfalten dann auch Pflanzen mit farbiger Blütenkrone ihre Pracht. Im Frühjahr schimmern die Mauerkronen manchmal weiß von den zierlichen Blüten des kleinen dreifingerigen *Steinbrech* (*Saxifraga tridactylites*). An den Mauerseiten macht sich das als giftig verschrieene *Schöllkraut* (*Chelidonium majus*) breit, ebenso der stinkende *Storchschnabel* (*Geranium robertianum*). Rasen bildet an den Mauern häufig das *Quendelblättrige Sandkraut* (*Arenaria serpyllifolia*), das sonnige Stellen bevorzugt und mit der allerkleinsten Mauerspalte vorlieb nimmt. Auf dem dunkelgrünen Laub leuchten im Sommer die hellvioletten Blüten vom *Zymbelkraut* (*Linaria cymbalaria*). Zu ihm gesellt sich bisweilen sogar das *gemeine Leinkraut* oder *Frauenflachs* (*Linearia vulgaris*). Leuchtend gelbe Blüten entfalten am grauen Gemäuer der *scharfe Mauerpfeffer* (*Sedum acre*) und das *kriechende Fingerkraut* (*Potentilla reptans*). Und als überall wachsende Unkräuter finden sich auch *Vogelmiere* (*Stellaria media*) und *Brennnessel* (*Urtica dioeca*).

Hat sich auf der Mauerkrone eine Erdschicht angesammelt, dann vermehrt sich die Zahl der Pflanzen und der vorkommenden Arten. Die Flora gleicht dann mehr der des Schutthaufens; es finden sich *Natterkopf* (*Echium vulgare*), *Wegerich* (*Plantago*) in seinen verschiedenen Arten, vor allem aber der mittlere Wegerich (*Pl. media*), *Wald-Malve* oder *wilde Malve* (*Malva silvestris*), die *schwarze Königskerze* (*Verbascum nigrum*), die *Färber-Hundskamille* (*Anthemis tinctoria*), *Schafgarbe* (*Achillea millefolium*) und seit einigen Jahren *Wald-Bingelkraut* (*Mercurialis annua*). Man kann sogar unter besonders günstigen Umständen Pflanzen an den Mauern finden, die man gewöhnlich nur auf dem Erdboden zu finden gewohnt ist, wie *Nußsträucher*, *Ebereschen*, *Holunder*, *Heckenrosen* und sogar den *Lebensbaum*.

Seltenheiten und Pflanzen, die Seltenheit werden

VON HEINRICH STILKENBOHMER

Seit dem Jahre 1930 ist ein für Südoldenburg einmaliger Fundort von *Schrieffarn* (*Asplenium ceterach*) bekannt. Es handelt sich um den Standort an der Kirchhofsmauer in Lindern. 1931 wurden 22 Pflanzen gezählt. Vergesellschaftet ist der *Schrieffarn* mit *Haarstreifenfarn* (*Asplenium trichomanes*) und *Mauerraute* (*Asplenium ruta muraria*). Das Vorkommen von



Bild 1: *Schrieffarn*

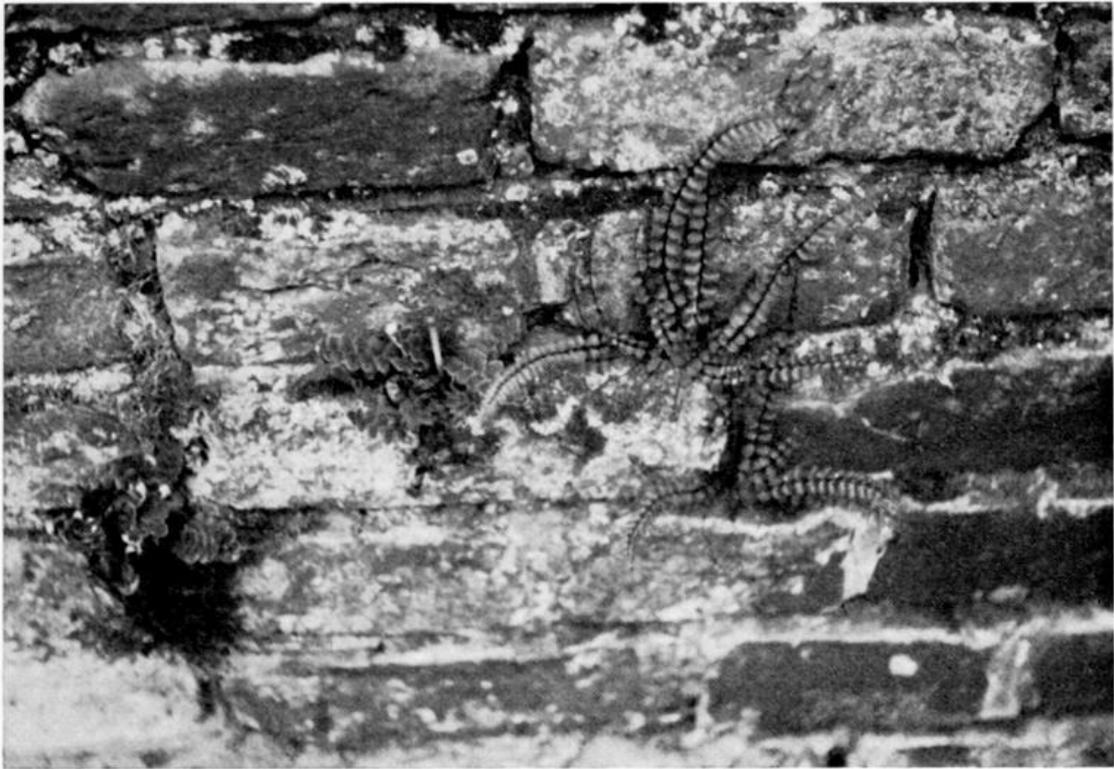


Bild 2: Schriftfarn mit Haarstreifenfarn



Bild 3: Kleines Wintergrün oder Birnbäumchen

Hirschzunge (*Scolopendrium vulgare*) am selben Standort ist erloschen. Der Schrifftarn ist bei vorsichtig durchgeführten Mauerreparaturen gut geschont. In diesem Jahre konnte ich 27 Exemplare zählen. Normalerweise kommt der Schrifftarn im Mittelmeergebiet und am Rhein vor. Die Seltenheit für unsere Gegend drückt W. Meyer in dem Pflanzenbestimmungsbuch für Osnabrück, Oldbg.-Ostfriesland so aus: „Vielleicht durch Sporen an Sandsteinstücken vom nächsten Standort bei Andernach eingeschleppt.“

Bild 1: Schrifftarn; Bild 2: Schrifftarn mit Haarstreifenfarn. (Streichholz zum Größenvergleich).

Ein Beispiel für Pflanzen, die seltener werden, ist das kleine Wintergrün oder Birnbäumchen (*Pirola minor*). Das Bild 3 zeigt einen Standort in der Gemeinde Löningen. Prof. Dr. Fr. Buchenau gibt in seiner Flora für Bremen und Oldenburg 1901 und 1927 noch an: „In Gehölzen der Geest zerstreut“. Meyer: Pflanzenbestimmungsbuch für Osnabrück, Oldbg.-Ostfriesl., gibt 1937 und 1947 für Südoldenburg noch sechs Fundorte an. So mancher Fundort ist dem Straßenbau, Meliorationen, dem Umbruch oder Kahlschlag zum Opfer gefallen.

Wie gefährdet manche Pflanzenvorkommen auch aus anderen Gründen sind, sagt Meyer in bezug auf diese Pflanzenfamilie schon 1947: „Die Wintergrüengewächse sterben rasend schnell aus. Zwar sind sie alle ausdauernd, aber völlig von nicht erforschten Bodenlebewesen abhängig, die unsere Kultur wohl zu sehr beeinträchtigt. Sie verbringen nach der Keimung zunächst mehrere Jahre unter der Erde, ehe der erste grüne Sproß erscheint. Alle sind gesetzlich geschützt; möge jeder den kargen Rest hüten!“

Im Huntetal bei Goldenstedt

VON ALFRED SCHOLUBBERS

An einem schwülheißen Sommertag mache ich mich auf, um das Tal der mittleren Hunte bei Goldenstedt zu erwandern. Nur flüchtig im Vorbeifahren habe ich dieses Fleckchen bisher kennengelernt, erst recht habe ich keine persönliche Erinnerung an den Zustand, der hier herrschte, bevor die Wasserwirtschaft den Fluß zu bändigen begann. Umso aufmerksamer werde ich die Spuren der alten Flußwindungen verfolgen müssen und Schönheiten suchen, die in den fünfziger Jahren vom Bagger verschont blieben, als man aus der Hunte einen großen Vorfluter — wie es in der Fachsprache heißt — machte. Sicher war damals diese Maßnahme richtig und notwendig, um den größten Nebenfluß links der Weser, der sich in fast zweihundert Kilometer Länge vom Osnabrücker Bergland bis nach Elsfleth hinzieht, in sein Bett zu zwingen. Allzu oft wurden die angrenzen-

Hunte bei Lahr vor der Regulierung. Im Mittelgrund links der bewaldete „Weinberg“.

Foto: Zurborg, Vechta (freigegeben Nieders. Minister für Wirtschaft und Verkehr Nr. Zu 8 23. 12. 58). Aus: W. Schultze, Goldenstedt



den Ländereien vom Hochwasser heimgesucht. Und der landwirtschaftliche Besitz schien damals wertvoller als heute. Trotzdem erfüllte Naturfreunde schon damals die Sorge, wie das schöne Huntetal nach der Regulierung des Flusses aussehen würde.

Unter solchen Gedanken erreiche ich die Grenze zwischen Goldenstedt und Rödenbeck, wo ich meine Wanderung beginnen will. An der Rödenbäke biege ich von der Straße ab, froh, mich von der nahen Hühnerfarm entfernen zu können. Durch wogende Kornfelder führt der Weg zu einem Kiefernwald auf einer kleinen Anhöhe. Hier endet der Fahrweg. Es kann nicht mehr weit sein bis zum Huntelauf.

Ich steige aus dem Wagen. Blindfliegen fallen in Scharen über mich her, und schnell möchte ich dem Pfad in Richtung auf den Fluß folgen. Doch das ist nicht leicht. Schon nach wenigen Metern endet er vor einem Roggenacker. An seinem Rande bahne ich mir mühsam den Weg durch Disteln und Brennesseln ins Tal hinein. Endlich sehe ich das Wasser — doch davor steht ein Stacheldrahtzaun, der überstiegen werden muß. Erst dann bin ich an der Hunte.

Ruhig fließt ihr Wasser dahin im künstlich gegrabenen Bett mit sauber gemähten Böschungen, die beiderseits des Flusses mit Stacheldrahtzäunen versehen sind. Kein Weg, kein Leinpfad erleichtert den Schritt. Ich folge dem Flußlauf entlang der Böschung und muß dabei mit einem Fuß immer etwas tiefer auftreten als mit dem anderen. Langsam aber wird es besser. Es bildet sich ein ausgetretener Pfad in der Böschung. Offenbar gehen hier die Angler. Jetzt kann ich mich umsehen. Sauber scheint der Fluß zu sein. Fische, die ich hier und da springen sehe, bestätigen diesen Eindruck. Am anderen Ufer beginnt hoher Baumbestand. Es ist der Staatsforst Markonah in der Grafschaft Diepholz im Hannöverschen. Markenau sagt man im Volksmund wohl zu Recht, denn aus der Aue steigt der Wald empor. Auch zur Linken erhöht sich das Gelände merklich und ist baumbestanden.

Merkwürdig der Blick in Flußrichtung. Das Gelände erhöht sich zusehends und vermittelt den Eindruck, als fließe der Fluß den Berg hinan. Ich erinnere mich, daß in der Goldenstedter Chronik über die Ursache dieser Besonderheit geschrieben wurde. Die Theorien weichen voneinander ab. So glaubte Schütte (1913), daß sich ein nordwärts und ein südwärts führender Bach soweit in die Geest hineingesägt hätten, daß sie schließlich zu einem Fluß vereinigt wurden. Dienemann (1937) dagegen nimmt an, daß sich die Erhebungen an den Hunteufern durch die Ablagerung von Talsanden in der Urhunte gebildet hätten. Nun — mag es so oder so sein, mir geht es um das, was heute zu sehen ist.

Bald sehe ich vor mir das erste Stau. Kurz davor zur Linken ein schöner urwüchsiger Waldbestand, der zum Hofe Rethwisch gehört. Der Stacheldrahtzaun hört auf, und ich kann ungehindert das Land am linken Hunteufer betreten. Hier führt auch ein Weg bis an das Wasser heran. Der Huntetalrand tritt weit zurück, und in dem Einschnitt liegt eine Wiese, an deren Rande ein Teich ausgebaggert ist. Er hat einen weißen Strand, und im Wasser tummeln sich Jungen, die in der Nähe in einem Zeltlager wohnen. Dann erreiche ich das Wehr. Das Wasser rauscht über die Stau-

klappen des Bauwerks aus Beton und Stahl und verleiht ihm etwas Romantisches. Ich wechsele auf die andere Seite hinüber in die Markenu. Auf sandigem Boden reicht der Baumbestand dicht an den Fluß heran. Mit den Zäunen ist es nicht besser als auf der oldenburgischen Seite, und plötzlich ist das Tal sogar quer mit einem Maschendraht abgesperrt. Doch der Drahtzaun reicht nicht weit in den Wald hinein und läßt sich leicht umgehen. Ich wandere weiter den Fluß hinauf und erreiche bald das Ende des Waldes. Eine feuchte Niederungswiese schließt sich an. Mitten darin liegt eine bewaldete Erhebung — ein Talsandrest aus alter Zeit.

Am Waldrand sehe ich einen Bock und eine Ricke äsen. Kaum habe ich die beiden gesehen, da wirft der Bock auch schon auf. Ich prüfe den Wind — er steht ungünstig für mich. Deshalb gehe ich weiter den Fluß hinauf und tue so, als bemerke ich die beiden gar nicht. Erst später umschlage ich den kleinen Hügel und marschiere in den Wald. Mit günstigem Wind gehe ich nun das Paar an. Es ist Brunftzeit, und gerne würde ich von den beiden ein Hochzeitsbild schießen. Hier müßten sie gewesen sein — nein dort. Da ich sie immer noch nicht sehe, nehme ich an, daß die beiden Deckung im nahen Roggen gesucht haben, und lasse die schußbereite Kamera sinken. Da steigt über mir ein Bussard aus einer Eiche. Ich versuche ihn zu knipsen — ein Schritt zurück — da springen die beiden Liebesleute ab. Sie standen nur ungefähr fünf Meter von mir entfernt am Grabenrand. Der Bock — ein guter Gabler — blökt schreckhaft, es klingt fast wie ein Schrei. Noch ein sehr junger Mann, denke ich — sonst hätte er mich wohl auch nicht so lange ausgehalten. Auf das Bild bekomme ich in der Verwirrung weder den Bussard noch die Rehe.



Schwäne auf einem alten Huntearm bei Lahr

Foto Scholübbers

Ich schaue auf die Uhr — es geht auf Mittag. Ich wende mich zurück zum Stau. Auf halbem Wege sehe ich, wie sich auf dem Wasser etwas bewegt. Offenbar ein großer Vogel. Doch bevor ich das Tier erkennen kann, ist es verschwunden. Ich gehe der Sache nach und komme bald an die versteckt liegende Einmündung eines Baches, der zwischen der Rödenbäke und dem Lahrer Bach in den Fluß einmündet. Den Namen kenne ich nicht, aber er ist in seinem Unterlauf beachtlich breit. Träge fließt er der Hunte zu. Am Ufer der Bachmündung finde ich die ersten Spuren, viel Losung und weiße und braune Daunen. Etwas weiter oberhalb zwischen Schilfinselfn halb verborgen sehe ich den Ausreißer wieder. Es ist ein Jungschwan — noch graubraun im Gefieder, aber schon bildschön. Seine Eltern sind bei ihm. Mißtrauisch und böse zischend beobachten die Tiere mein Näherkommen. Sie sind offenbar nicht darüber erfreut, daß sie mir als willkommene Fotomodelle inmitten der wilden Landschaft dienen sollen. Aber bald habe ich die Bilder im Kasten und überlasse die Schwanenfamilie wieder sich selbst. Sie sind zufrieden und ich auch.

Auf dem Rückweg zum Stau treffe ich auf eine niedergetretene Uferfläche. An einigen leeren Angelschnurpackungen sehe ich, daß hier ein Petrijünger gegessen hat. Schade, daß dies so deutlich zu erkennen ist.

Vom Stau her gehe ich in den Wald hinein, der sich auf dem hohen Hunteufer erhebt. Inmitten des Waldes finde ich das Zeltlager der Jungen, die ich vorher beim Baden sah. Sie sind beim Essen, und ich wünsche ihnen guten Hunger. Auch ich habe welchen und begeben mich in die nahe Gastwirtschaft, in der ich mich bei einer Flasche Bier und hausgemachtem Oldenburger Landschinken von den Anstrengungen meines Marsches erhole.



Blick auf die „alte“ Hunte

Foto Scholübbers



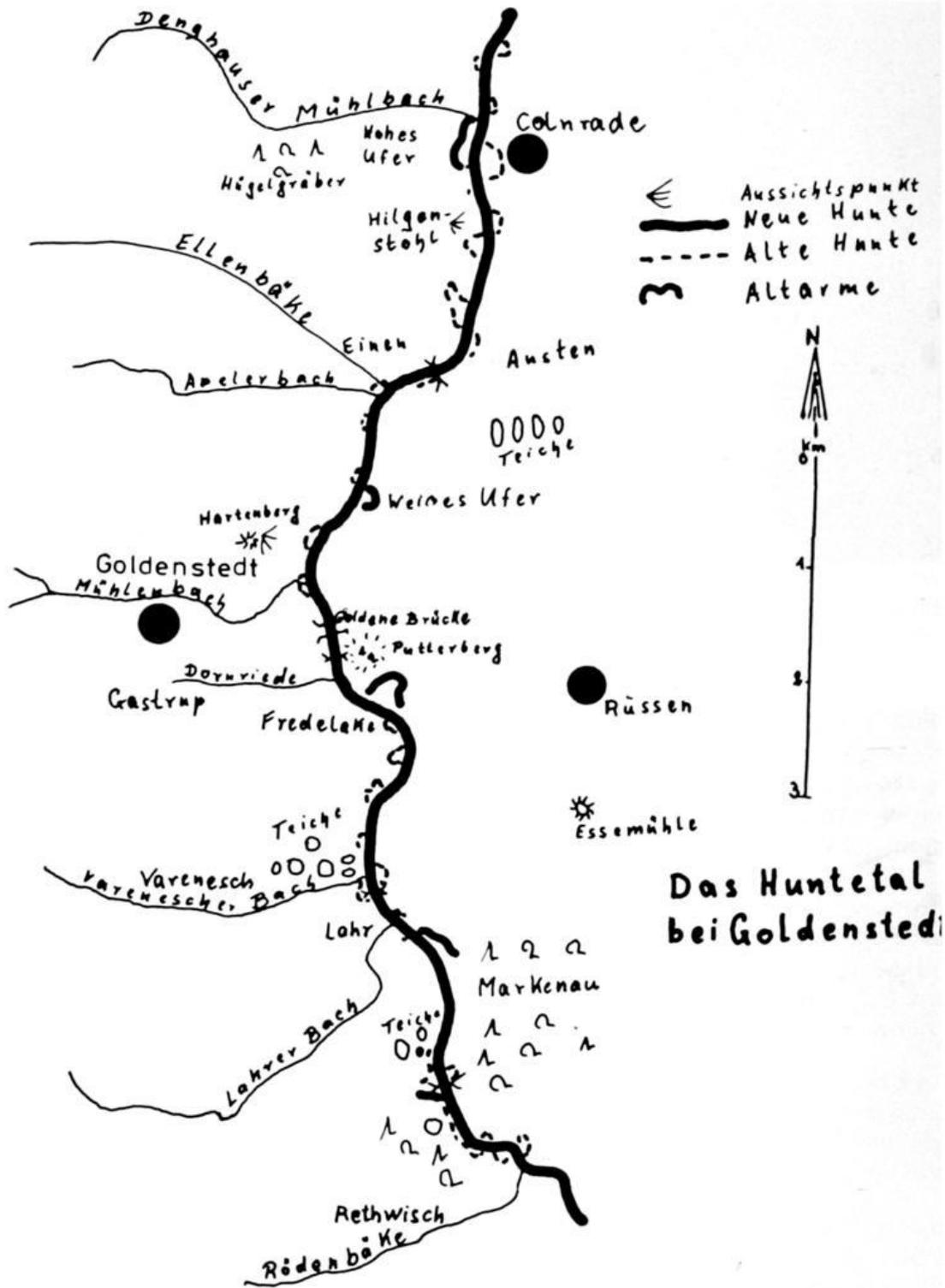
Blick auf die „neue“ Hunte

Foto Scholübbbers

Nach der Mittagspause hole ich mir meinen Wagen und fahre zum nächsten Wehr zwischen Varenesch und Lahr, um von dort meine Wanderung fortzusetzen. Meine Fahrt geht über den Lahrer Esch, vorbei an einer Ackerfläche, auf der es nach der Karte Hügelgräber geben soll. Sie sind nicht mehr vorhanden. Offenbar waren sie der Landwirtschaft im Wege. Soll man dem Landwirt daraus einen Vorwurf machen, wenn er nicht bereit ist, Naturdenkmäler entschädigungslos für andere zu erhalten und zu unterhalten? Ist es damit nicht genau so wie mit der Windmühlenruine, die in der Nähe auf dem Hohen Esch zu sehen ist? Es ist schade, daß die vielen Verfügungen auf dem Gebiete des Landschafts- und Naturschutzes auf dem Papier stehengeblieben sind, weil das Geld fehlte, um sie mit Leben zu erfüllen.

Ein kleiner Abstecher führt mich zu den Lahrer Teichen, die zwischen einem Kiefernwald und dem Hunteufer angelegt sind. Es ist still hier. Nur Mücken und Libellen fliegen nimmermüde umher. Eine Weile stehe ich am Wasser und beobachte die Karpfen, die in Scharen im Wasser schwimmen.

Die Rückenflossen der größten ragen aus dem Wasser, und hinter ihnen bilden sich kleine Kräuselwellen. Ab und zu klatscht es, wenn ein Fisch aus dem Wasser springt, um eine Fliege zu erhaschen. Gänzlich unpassend muß ich trotz dieses Idylls an leckere Fischgerichte denken und nehme mir vor, beim nächsten Abfischen im Herbst einige dieser träge dahinfließenden Gesellen für die häusliche Küche zu erwerben.



Das Hunteal bei Goldenstedt

Zeichnung: Scholübbe





Luftaufnahme des Huntetales am 1. 4. 1958. In der oberen Bildhälfte sind der Sportplatz und die Goldene Brücke zu erkennen. Das Stau 4 bei der Goldenen Brücke war 1957 fertiggestellt, so daß die Aufnahme flußabwärts die „neue“ und flußaufwärts die „alte“ Hunte zeigt.
Aus: W. Schultze, Goldenstedt
(Freigegeben: Hessischer Minister für Wirtschaft und Verkehr Nr. 735/58)

Dann fahre ich weiter durch den Ort Lahr mit seinen unter hohen Eichen liegenden Bauernhöfen. Von diesen Gehöften hat man eine besonders schöne Aussicht über das Huntetal bis weit in das hannöversche Land hinaus. Kein Wunder, daß hier häufiger Feriengäste zu finden sind. Dann erreiche ich den Varenescher Bach. Dort sind ebenfalls Fischteiche angelegt, Mitten in einem der größeren Teiche liegt eine Insel, die vom nahen Bauernhof her mit einer Brücke verbunden ist. Bei diesem Idyll halte ich mich aber nicht lange auf, sondern fahre wieder zur Hunte, die hier sogar mit dem Wagen zu überqueren ist. Es ist der Weg zur Essemühle — einem Bauernhof mit einem Mühlteich, Resten einer alten Wassermühle und einem noch erhaltenen kleinen Gräberfeld mit vorgeschichtlichen Hügelgräbern in der Nähe. Für den Unkundigen aber sind die Grabhügel zwischen hohem Gras und Büschen kaum zu erkennen. Ich bleibe jedoch am Fluß und suche den Rest der alten Hunte, der in der Nähe des Staues fließt. Der Altarm ist dem neuen Flußbett ganz nahe — aber man muß es wissen, denn Bäume und Gesträuch verdecken das Altwasser. Ich gehe daran entlang und freue mich seiner Schönheit. Zunächst ist das Wasser lehmigbraun und fast völlig von Wasserpflanzen bedeckt. Im Oberlauf aber wird es klar, und der deutlich sichtbare Grund leuchtet rot. Es soll eine besondere Algenart sein, die diese Färbung hervorruft. Ich versuche eine Aufnahme, — doch weiß ich, daß sie kaum gelingen wird, weil das Sonnenlicht blendet und ein anderer Aufnahmewinkel in dem unwegsamen Gelände nicht möglich ist.

Dann fahre ich zurück zu den Varenescher Teichen und wandere von hier ab Abbruch des Huntetals weiter nach Fredelake zur Goldenen Brücke. An dieser Stelle spielen die Sagen über einen Diepholzer Grafen und eine schwedische Prinzessin, die der Brücke und dem Ort Goldenstedt den Namen gegeben haben sollen. Jenseits der Brücke liegt ein bewaldeter Hügel — der Putterberg. Putter nennt man hier plattdeutsch die Zigeuner, die an diesem Berg gern ihr Lager aufschlugen. Heute gibt es hier keine Zigeunerromantik mehr.

Ich wandere über den Putterberg hunteaufwärts nochmals zu einem Huntealtwasser, das noch in vollem Umfange zeigt, wie schön der Fluß früher einmal war. Eine Weile setze ich mich in das Ufergras, das Steilufer im Rücken, schaue über das weidenüberhangene Wasser und denke, wie schön es doch eigentlich ist, daß nur wenige Menschen diese Stelle kennen. Wie schnell wäre sie sonst überlaufen, und all ihr Reiz wäre dahin.

Über dem Kiefernwald im Westen sinkt die Sonne. Die Mücken werden lästig und lassen sich auch durch den Rauch meiner Tabakspfeife nicht mehr vertreiben. Ich breche auf und fahre nach Haus. Müde vom Wandern in der heißen Sonne, aber auch froh, heute viele schöne Stellen im Huntetal gesehen zu haben, die dem oberflächlichen Betrachter der Landschaft meistens verborgen bleiben. Den Huntelauf nördlich der Goldenen Brücke werde ich mir an einem anderen Tage ansehen.

Bis dahin will ich über den Talabschnitt berichten, der den Goldenstedtern vor der Türe liegt. Das Flußtal zieht sich hier in Verbindung mit dem Bruchbachtal von Bredemeyers Bäke — heute Goldenstedter Mühlenbach ge-

nannt — quer durch den Ort bis zum Hof Tanger hin. Die mit alten Bäumen bestandene Hoffläche ist leicht zu erreichen. Auch die wunderschönen Tanger Teiche sind dem Wanderer jederzeit zugänglich. Zwischen diesen und dem Ort Goldenstedt aber liegt die Wüste. Wer sie durchwandern will, sollte sich mit Wasserstiefeln versehen, denn morastig ist der Boden im Bruch, und an zahlreichen Stellen quillt das Grundwasser aus den Steilhängen, um der Bäke in kleinen Rinnsalen zuzueilen. Lediglich der östliche Teil des Bruchwaldes, „Pastors Wüste“ genannt, ist mit Wanderwegen erschlossen und lädt zum Spaziergang ein. In Goldenstedt selbst ist die Bäke eng durch Häuser eingeschlossen, und auch weiter östlich, wo sie unter hohen Bäumen am Steilrand des Huntetales entlangfließt, fehlt es an einem Uferweg. Das Huntetal ist dort, wo der Mühlbach einmündet, sehr breit. Grünland und Äcker findet man vor und vereinzelte Bebauung. Unterbrochen wird die Fläche immer wieder durch kleinere Baumbestände, die eine reizvolle Kulisse in der Landschaft bilden. Der höhere Punkt im Talgebiet ist der Hatzenberg oder richtiger Hartenberg, wie auch Schultze ihn in der Chronik nennt. Denn auch er ist ein Talsandrest. Besonders widerstandsfähiger Boden hat sich hier von den in der Urhunte strömenden Wassermassen nicht fortspülen lassen, und so ist dieser „harte Berg“ im weiten Tal stehen geblieben. Eine Treppe führt hinauf, und oben kann der Wanderer den Blick in das Hoyaer Land genießen. Unmittelbar neben dieser höchsten Erhebung im Goldenstedter Huntetal befindet sich gleich eine seiner niedrigsten Flächen. Interessant sind die Ergebnisse einer Bodenuntersuchung, die vor einiger Zeit von Herrn Professor Röschmann vom Nds. Amt für Bodenforschung hier angestellt wurden. In dem feinsandigen Boden finden sich zahlreiche Moorrinnen, die sich besonders unter kleinen Höhenrücken durch das Gelände ziehen dort, wo man sie am wenigsten vermutet. Sie reichen bis in drei Meter Tiefe, und es sind offenbar Priele, die sich die Hunte früher einmal gegraben hat. Sie vermoorten, nachdem die Hunte ihr vorletztes Flußbett gefunden hatte. Diese kleinen Moore trockneten bei zunehmender Entwässerung des Tales aus und wurden allmählich mit einer Humusschicht bedeckt, und niemand wußte mehr von ihnen, bis die Erdsonde erst jetzt Kunde von ihrem Vorhandensein gab.

Was wird mit diesem Teil des Huntetales? Man spricht von dem Ausbau eines Erholungszentrums und dem Bau einer neuen Bundesstraße. Gut wäre es, wenn bei der Durchführung all dieser Pläne die Landespflege mehr berücksichtigt würde als bei den Begradigungsarbeiten in den fünfziger Jahren. Wie gut sich hier künstliche Anlagen der Natur anpassen können, zeigt das Beispiel des Huntestadions in diesem Landschaftsteil.

Meine nächste Wanderung durch das Huntetal beginne ich beim Apeler Bach, beim Goldenstedter Tiergarten. Von hier aus fahre ich nach Nordosten durch die Bauerschaft Einen bis ungefähr zum Gut Denghausen an der Gemeindegrenze zwischen Wildeshausen, Colnrade und Goldenstedt. An der linken Straßenseite liegt in einem Waldbestand das Einer Gräberfeld. An der rechten Straßenseite zweigt ein Waldweg zum „Hohen Ufer“ ab. Dort befindet sich eines der schönsten Huntealtwässer. Wohl 10 Meter tief fällt hier der Huntetalrand zum Wasser hin ab. Unten sitzen einige Angler



Die Ellenbäke am „Burlandspadd“. Eine der zahlreichen Bäken, die bei Goldenstedt in die Hunte münden.

Aus: W. Schultze, Goldenstedt

in der Morgensonne. Sie beachten mich nicht und scheinen nur Augen für den kleinen roten Schwimmer zu haben, der vor ihnen im Wasser steht. Ich gehe hunteaufwärts. Das Gelände senkt sich. Wieder besteht der Eindruck, als fließe die Hunte den Berg hinan. Bald bin ich unten im Tal. Jenseits des Flusses liegt das Dorf Colnrade. Die Backsteinkirche leuchtet im Sonnenlicht. Vor mir in einer Weide wieder ein Talsandrest, der sich unvermittelt aus der Aue erhebt. Der sogenannte Kalvarienberg. Rechts von mir liegt der bewaldete Talrand, niedriger als am Hohen Ufer. Man nennt diese Höhe den „Hilgenstohl“. Ich ersteige die Anhöhe und wandere in Richtung der Einer Siedlung, um meinen Wagen wieder abzuholen. Unterwegs treffe ich auf ein gut erhaltenes Schlatt, dem ortsunkundigen Wanderer wieder durch Bäume und Sträucher verborgen. Man sollte dort einen kleineren Uferweg anlegen, denn die Schlatts sind selten geworden. Dann erreiche ich die Straße wieder.

Ich hätte vielleicht ein Fahrrad mitnehmen sollen, um die vielen Umwege zu sparen, denke ich. Aber ich verwerfe diesen Gedanken schnell, denn das schöne Schlatt und die besten Aussichtspunkte hätte ich auch mit dem Rade nicht erreicht. Mit dem Wagen komme ich zur Hunte nördlich der Bauerschaft Einen. Ein Wehr ermöglicht mir den Übergang über den Fluß in die Grafschaft Hoya. Ich gehe südwärts durch das walddreiche Gelände an den Auster Fischteichen vorbei in Richtung Rüssen. Dort suche ich eine ganz bestimmte Stelle, das „Witte Äuwer“, von dem Franz Morthorst im Heimatkalender 1954 schrieb. Schließlich finde ich es. Es ist kein weißer Sand mehr zu finden. Das hier früher so reißende Wasser, das den Strand immer wieder freispülte, ist ruhig geworden. Das weiße Ufer ist mit Gras und Kräutern bewachsen und hat seine Verbindung mit dem Fluß verloren. Aber immer noch ist es schön, wie alle Altarme der Hunte und das ganze Huntetal in dieser Gegend heute vielleicht in anderer Weise als früher schön sind. Die einst vielgelobte und heute oft geschmähte Hunteregulierung hat der Landschaft ihren Reiz nicht nehmen können. Kaplan Morthorst, der schon vor der Hunteregulierung das künftige Schicksal des „Witen Äuwers“ beklagte, hatte sicher recht. Doch hat sich inzwischen die Natur geholfen und manches wieder zurechtgerückt, was von Menschenhand ein wenig aus der Ordnung gebracht wurde. Es lohnt sich auch heute noch, im Huntetal zu wandern. Dort, wo die Hunte ist, und dort, wo sie einmal war.

Agrarstrukturelle Wandlungen

im Oldenburger Münsterland

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Frau Prof. Dr. A. Sievers zum 60. Geburtstag

Die Wandlungen, die sich seit dem Ende des 2. Weltkrieges im Oldenburger Münsterland zugetragen haben, sind augenscheinlich. Mehrfach ist an dieser Stelle schon darauf eingegangen worden. Das Anliegen vorliegender Darstellung ist es, einen speziellen Bereich einmal genauer zu analysieren und die gewonnenen Ergebnisse in Form von Tabellen und graphischen Darstellungen vorzuführen.

Der tiefgreifende Wandel in der Landwirtschaft bezieht sich nicht nur auf die produzierten Güter, sondern vor allem auch auf die Art und Weise der Produktion. Die Landwirtschaft ist generell in einem Prozeß der Rationalisierung und Spezialisierung der Erzeugung begriffen. Dabei sind völlig neue Betriebsformen und Betriebssysteme entstanden. Teilweise ist es schon gerechtfertigt, von agrarindustriellen Massentierhaltungsbetrieben zu sprechen. Sowohl was die Größe ihrer Produktionseinrichtungen als auch den Umfang der Produktion sowie die Art und Weise der Verwaltung und Vermarktung angeht, unterscheiden sie sich deutlich von den traditionellen Veredlungsbetrieben.

Diese Wandlungen auf dem Veredlungssektor werden jedoch ebenfalls von einer Spezialisierung im Ackerbau begleitet, die allerdings vielfach nicht so deutlich ins Auge tritt und erst durch eingehende statistische Erhebungen und Nutzflächenkartierungen erkennbar wird.

Wollen wir die Frageansätze dieser Untersuchung erfassen, ergibt sich folgender Katalog:

1. Welche Veränderungen haben sich in der Erwerbsstruktur der Bevölkerung ergeben?
2. Wie haben sich Umfang und Inwertsetzung der landwirtschaftlichen Nutzfläche verändert?
3. Welche Wandlungen sind in der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe und ihrer Größenstruktur eingetreten?
4. Welche Entwicklungstendenzen lassen sich in der Tierhaltung aufzeigen?
5. Welche Wandlungen sind in der Physiognomie des Agrarwirtschaftsraumes eingetreten?

Es wird bei der Darlegung der in diesen Frageansätzen aufgezählten Probleme nicht nur auf die Beschreibung der eingetretenen Veränderungen ankommen, sondern auch auf die Erklärung des Soseins, also auf eine Ursachenfindung.

1. Wandlungen in der Erwerbsstruktur

Ein Vergleich der Erwerbsstruktur der Bevölkerung in den Jahren 1961 und 1970 zeigt (Abb. 1), daß sich in diesem Zeitraum beträchtliche strukturelle Wandlungen vollzogen haben, die nicht ohne Einfluß auf die Landwirtschaft geblieben sind.